

Zeitschrift für die
Katholischen Freien Schulen
der Erzdiözese Freiburg i. Br.



44

Mai 2006

FORUM

SCHULSTIFTUNG ■

„Am Anfang gehören alle Gedanken der Liebe.
Später gehört dann alle Liebe den Gedanken.“

Albert Einstein (1879-1955)

Impressum

ISSN 1611-342X

FORUM Schulstiftung.

**Zeitschrift für die katholischen freien Schulen der Erzdiözese Freiburg
16. Jahrgang**

Redaktion:

Dr. Dirk Schindelbeck (Schriftleitung)

Dietfried Scherer, Direktor der Schulstiftung

Martin Sumbert, Stellvertretender Direktor der Schulstiftung

Dr. Stefan Gönzheimer, Fortbildungsreferent der Schulstiftung

Studiendirektor Gerald Kiefer, Fortbildungsreferent der Schulstiftung

Postanschrift:

Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, Münzgasse 1, 79098 Freiburg i. Br.

Tel.: 0761-2188-564, Fax: 0761-2188-556

Email: sekretariat@schulstiftung-freiburg.de

Internet: www.schulstiftung-freiburg.de

Layout: Claus Frank, Sasbach

Druck: Franz Weis GmbH, Freiburg

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Zur Theologie von Genesis 6-9 (E. Pfister)	3
Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie im Alten und Neuen Testament: Die Möglichkeit, Wunder zu schauen und Wunder zu tun (R. Marten)	10
Religiöse Zitate und Anspielungen in der Print-Werbung – ein empirischer Befund (G. Buschmann)	23
Judenverfolgung und Judenrettung. Die Politik des Vatikan während der NS-Zeit. (H. Smolinsky)	45
„Nun siegt mal schön!“ Kleine Geschichte der Kommerzialisierung des Fußballs im Hinblick auf die WM 2006 (D. Schindelbeck)	63
Der Ball als Kosmopolit – Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Kirche und Schule – ein evangelisches Zuspiel (H.-G. Ulrichs)	82
Entdecken, Erleben, Beschreiben – der dialogische Mathematikunterricht (M. Hettrich)	96
Aus der Stiftungsverwaltung und den Schulen	
www.schulstiftung-freiburg.de	
Die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg mit neuem Internetauftritt	104
Meilenstein auf dem Weg zu transparenten Staatszuschüssen – Bruttokosten- modell im novellierten Privatschulgesetz (D. Scherer)	107
Jahresbericht 2005 der Gesamt-MAV (M. Schubart)	109
Drei Mal Schulleitungswechsel zum Schuljahr 2006/2007 (D. Scherer)	111
75 Jahre St. Raphael-Schulen (F. Kuhn)	114
Ende und Neubeginn. Zum 60. Jahrestag der Wiedereröffnung der St. Ursula- Schulen Villingen nach dem Zweiten Weltkrieg am 25. November 2005 (J. Oswald)	119
St. Ursula-Gymnasium Villingen 1945: Neuer Anfang in alten Mauern (J. Kaiser)	124
In Villingen scheint die Sonne auch für Ocongate (S. Storz)	133
10 Jahre „El Kinder“ – Eine-Welt-Arbeit an der Liebfrauenschule Sigmaringen (B. Fürst)	138
Vom „Kulturschock“ zum sozialen Engagement – Schülerinnen der „Eine Welt-AG“ des St. Ursula-Gymnasiums berichten über ihre Indien-Reise (Fricker/Knaus/Teuber)	141
Neues auf dem Markt der Bücher	
<i>Thymian Bussemer: Propaganda. Konzepte und Theorien. Mit einem Vorwort von Peter Glotz, Wiesbaden 2005 (D. Schindelbeck)</i>	147
<i>Sabine & Tim Rohrmann / Ernst Reinhardt: Hochbegabte Kinder und Jugend- liche – Diagnostik, Förderung, Beratung. München 2005 (G. Kleinschmidt)</i>	151
<i>Dieter Sturma (Hg.): Philosophie und Neurowissenschaften. Frankfurt 2006 (G. Kleinschmidt)</i>	154
<i>Francois Ansermet / Pierre Magistretti: Die Individualität des Gehirns – Neuro- biologie und Psychoanalyse, Frankfurt 2005 (G. Kleinschmidt).</i>	156
Autorinnen und Autoren von FORUM Schulstiftung 44	159

Editorial



Weit mehr als 20 000 Mal ist auf die neue Homepage der Schulstiftung in den ersten sechs Wochen zugegriffen worden. Das zeigt dreierlei: erstens die Wichtigkeit dieses Informationsweges, zweitens das hohe Interesse an der Schulstiftung und ihren Schulen und drittens den Stellenwert von Bildung und Erziehung. Wir sind überzeugt davon, dass wir uns mit dem neuen Internetangebot mit seinen erweiterten Möglichkeiten auf einem guten Weg befinden. Näheres hierzu können Sie einem Artikel zum neuen Internetauftritt in diesem Heft entnehmen. Schauen Sie sich unsere Seite www.schulstiftung-freiburg.de an! Ihr Urteil interessiert uns sehr.

Ausgehend von Veranstaltungen an unseren Schulen finden Sie eine Reihe von Artikeln zu ganz unterschiedlichen Themengebieten: Am Kolleg St. Sebastian in Stegen wurde die Kirchenoper „Noye`s Fludde“ von Benjamin Britten aufgeführt. Theologische Gedanken zur Noaherzählung von Eberhard Pfister sowie eine Reflexion über die Sprachgestalt im Alten und Neuen Testament von Rainer Marten beleuchten dieses Thema aus ganz unterschiedlichen Perspektiven.

Jubiläen an den St. Raphael-Schulen Heidelberg und an den St. Ursula-Schulen Villingen sind Anlass in der Geschichte zurückzuschauen: Im Dialog mit Schülerinnen von „damals“ ergeben sich für uns heute ernste und heitere Impulse.

Alle unsere Schulen setzen sich in partnerschaftlichem Engagement für Benachteiligte in aller Welt ein. Exemplarisch finden Sie Berichte über das Ocongate-Projekt in Villingen über die Eine-Welt-Arbeit „El Kinder“ in Sigmaringen und eine Begegnung der Eine-Welt-AG des St. Ursula Gymnasiums Freiburg mit Indien.

Selbstverständlich darf unmittelbar vor der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland dieses Thema nicht fehlen. Dirk Schindelbeck und Hans-Georg Ulrichs befassen sich aus spezifischen Blickwinkeln mit der runden Materie die bekanntlich ins Eckige muss.

Sie halten ein Heft mit Anregungen und Impulsen aus den unterschiedlichsten Fachgebieten in Händen. Viel Freude beim Lesen!

Ihr Dietfried Schwab

Eberhard Pfister

Zur Theologie von Genesis 6-9



Wie kommen Religion und Theologie in christlichen Schulen vor? Der Religionsunterricht und die Gottesdienste sind sicherlich die Elemente des Schullebens, an denen beides am deutlichsten greifbar wird. Hinzu kommen die christlichen Symbole in und an den Gebäuden, die Namenspatrone der Schulen und dort, wo sie noch aktiv sein können, die Ordensfrauen und -männer. Das Kolleg St. Sebastian in Stegen ist – was das Erleben von Theologie und Religion anbetrifft – eigentlich einen alten Weg gegangen. Die Theologie eines biblischen Klassikers, der Erzählung von Noah und der Sintflut kommt in der Form eines Schauspiels, genauer gesagt, einer Oper, in die Schule. Benjamin Britten's Kirchenoper „Noye's Fludde“ führt professionelle Musiker, Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer im Chor und Orchester in einem Kirchenraum zusammen. Die Zuschauer sitzen nicht nur gleichsam mit im Boot, sie sind auch selbst Teil des musikalischen Teils der Aufführung als sitzende oder stehende Chorgemeinde. Die szenisch-musikalische Umsetzung des biblischen Textes durch diese Schule überschreitet so die eigenen Grenzen und vermittelt theologische Aussagen neu für ein breiteres Publikum.

Der folgende Text von Herrn Eberhard Pfister ist die gedruckte Fassung der theologischen Einführung, die der Autor selbst vor Beginn der Oper gegeben hat.

Die Geschichte von Noah und der Sintflut (Gen 6–9) ist uns allen wohlvertraut. Sie gehört zweifellos zum Grundbestand der Erzählungen aus der Bibel, die uns von klein auf immer wieder begegnen und die natürlich auch zum Grundbestand der Symbolik in der Kunst und auch in der Musik gehört.

Auf den ersten Blick scheint die Handlung recht schlicht und eindeutig zu sein: Gott blickt auf die Erde und sieht eine verdorbene, sündige und zutiefst schlechte Menschheit. Er wird zornig, weil seine Geschöpfe sich nicht so verhalten, wie er sich das wünscht – und macht daher kurzen Prozess: „alles was Lebensgeist in sich hat“ (Gen 6,17) wird mit Hilfe einer vierzigtägigen Sintflut ersäuft. Von den Menschen werden nur der fromme Noah und seine Familie verschont; ansonsten wird reiner Tisch gemacht. Die Moral der Geschichte liegt – vermeintlich – auf der Hand: verhalte dich so, wie Gott es in seinen Geboten von Dir verlangt, dann passiert dir auch nichts. Gehorcht Du aber nicht, dann sorgt der zornige Rächergott in einem

„Anfall von göttlicher Vernichtungswut“ (so Dietrich Schwanitz in seiner ‚Alles-was-man-wissen-muss-Bildung‘) für eine entsprechende Vergeltung. In der Tat besitzt diese Interpretation der Sintfluterzählung eine sehr breite Tradition, nicht zuletzt auch in großen Teilen der christlichen Überlieferung. So findet sich dieses Theologumenon zweifellos auch in den Chester Mystery Plays, jenem Textkorpus, der die Grundlage für das Libretto von Britten's Noye's Fludde bildete.

Doch wagen wir einen genaueren Blick auf den Text in Gen 6–9. Gott wirft der Menschheit vor, „dass auf der Erde die Schlechtigkeit des Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war“ (Gen 6,5) und weiter: „Die Erde aber war in Gottes Augen verdorben, sie war voller Gewalttat“ (Gen 6,11). Was aber ist die Gewalttat? An dieser Stelle steht im hebräischen Text ‚hamas‘ (wörtlich „Bluttat“) – und damit ist eindeutig die blutige Gewalttat am Mitmenschen gemeint, da Gott Noah beim Verlassen der Arche allein vor diesem Verbrechen warnt: „Wenn aber euer Blut vergossen wird, fordere ich Rechenschaft, und zwar für das Blut eines jeden von euch. [...] Für das Leben des Menschen fordere ich Rechenschaft von jedem seiner Brüder“ (Gen 9,5). Denn das Ur-Verbrechen, die Sünde par excellence ist der Mord. Keine andere Untat offenbart den Unglauben des Menschen, seine Frevelhaftigkeit und seine Auflehnung gegen Gott stärker als diese. Die dafür entscheidende theologische Begründung folgt sofort: „Denn: Als Abbild Gottes hat er den Menschen gemacht“ (Gen 9,6; das ist zugleich ein Zitat aus der Schöpfungserzählung Gen 1,26f).

Hier zeigt sich ein entscheidender Punkt des jüdisch-christlichen Gottes- und Menschenbildes: die Sünde des Menschen als Auflehnung gegen Gott erweist sich nirgends deutlicher als in der zwischenmenschlichen Aggression. Wer die Hand gegen seinen Nächsten erhebt (vgl. die Gewalttat aus Gen 6,11), erhebt sich gerade darin gegen Gott, den alle Menschen gleichermaßen liebenden Schöpfer. Damit ist der Akzent der Sintfluterzählung entscheidend verschoben: nicht weil der Mensch irgendwelche willkürlichen Gebote Gottes nicht befolgt hat, erfolgt die Sintflut – sondern weil der Mensch seinen Mitmenschen unterdrückt und ermordet. Im Neuen Testament wird es später heißen: „Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott!, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht“ (1 Joh. 4,20). Die Nächsten- und die Gottesliebe gehören untrennbar zueinander, sie sind nichts anderes als die zwei Seiten einer Medaille. Wir sehen also: das Menschen- und Gottesbild des Neuen Testaments fußt auf einer langen Tradition, die weit ins Alte Testament zurückreicht.

Uns Heutigen bleibt dennoch schleierhaft, warum Gott ein derartiges Strafgericht schickt, das alles Leben restlos zerstört. Untersuchen wir aber den Kontext der Sintflut nochmals genauer, dann erweist sich, dass sie keineswegs der ursprüngliche Wille Gottes ist, sondern bloßer Ausdruck des Gerichts über den Ungehorsam. Erzählung von der Sintflut beschreibt also letztlich die Selbstbestrafung der Menschen. Gott tut in seinem Strafhandeln nur, was die Menschheit schon selbst getan hat: Er überlässt die Erde ihrer Verdorbenheit.

Die im Buch Genesis hierfür als Begründung angeführte Regel der sogenannten noachitischen Gebote lautet: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wird durch Menschen vergossen“ (Gen 9,5 f). Zwei für das Verständnis des Alten Testaments grundlegende Sinndimensionen zeigen sich an dieser Norm. Zunächst sehen wir, dass die auf die Sintflut folgende, in die Hände der Menschen gegebene Rechtspflege auf demselben Grundsatz fußt, der später als „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ im Detail ausgedeutet wird (Bundesbuch Ex 20,22–23,33). Prinzipiell gilt, dass es sich hierbei um eine Deeskalationsstrategie handelt: nur ein Auge soll für ein geraubtes Auge gefordert werden – und nicht etwa der Tod des Menschen, der die Schuld auf sich geladen hat. Die Spirale der Gewalt wird mit dieser Maxime durchbrochen, der Blutrache wird Einhalt geboten. (Heute genießt der Grundsatz freilich einen überaus zweifelhaften Ruf, da er nicht selten – ganz entgegen seiner ursprünglichen Intention – als Legitimation herangezogen wird, um zum Beispiel die Strafaktion mit einer Staffel F-16-Kampfflugzeugen als Vergeltung für einen terroristischen Angriff mit einer Qassam-Kleinst-Rakete zu rechtfertigen. Die Erfahrung lehrt jedoch, dass derartige Reaktionsmuster nur zu einer wiederum verstärkten Gewaltbereitschaft führen.) Hintergrund der im Bundesbuch akribisch aufgeführten Einzelvorschriften ist die Überzeugung von der in der Gottesebenbildlichkeit gründenden unantastbaren Würde des Menschen und der Glaube an einen liebenden Schöpfer, der sein Volk (und damit auch jeden einzelnen Menschen) als geschichtsmächtiger Gott begleitet. Die in Gen 9 von Gott geforderten, sogenannten noachitischen Gebote werden angesichts des menschlichen Ungehorsams geäußert; die Menschen haben die Folgen ihrer eigenen Missetaten zu tragen, das Blutvergießen ist der unmittelbare Ausdruck des Gerichts über den menschlichen Ungehorsam. Gehorsam meint dabei freilich nicht eine entwürdigende Unterwerfung unter einen despotischen Willkürgott, sondern vielmehr die Ausrichtung an einer befreienden Wegweisung zu einem gelingenden Leben. Daher beschreibt die Erzählung von der Sintflut letztlich die Selbstbestrafung der Menschen, wenn es darin heißt: „[...] das Ende aller Wesen aus Fleisch



Noye und seine Kinder bzw. Schwiegerkinder betrachten entsetzt die trotzig Mutter und ihre Gossips.

Martin Hünerfeld

ist da; denn durch sie ist die Erde voller Gewalttat. Nun will ich sie zugleich mit der Erde verderben.“ (Gen 6,13)

Gottes Handeln ist daher nicht eigengesetzlich anzusehen, sondern in unzertrennlichem Zusammenhang mit dem Tun der Menschheit – die böse Tat des Menschen fällt auf ihn selbst zurück. Die Ethik und Sprache des frühen Israel fragt nicht nach menschlicher Schuld und korrespondierender Strafe Gottes, sondern nach der Tat und ihren Folgen, wobei Tat und Folge, das Tun des Menschen und sein Ergehen, im sogenannten Tun-Ergehen-Zusammenhang als Einheit gesehen werden. Was also auf des Menschen Tun als Ergehen erfolgt, ist nicht eine von der Tat isolierte, von Gott von außen auferlegte Strafe, sondern die der Tat inhärente, in der Auffassung des Altertums logische Folge.

In diesem Sinne sind auch die Gebote Gottes zu verstehen als eine Anleitung zu einem der Gottesebenbildlichkeit entsprechenden, würdevollen und gelingenden Leben. Wer die Gebote hält, lebt daher und insofern gemäß seiner Berufung zur Würde als freies Geschöpf Gottes. Liest man zum Beispiel den Dekalog (Ex 20 bzw. Dtn 5) in dieser Perspektive, dann wird deutlich, dass der in der deutschen Übersetzung verwendete Imperativ in der Formulierung der einzelnen Gebote zutiefst fragwürdig ist. Denn erst die prägende Überschrift des Dekalogs „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus“ ist der Schlüssel zu

dessen Verständnis. Dann nämlich wird aus den fordernden Imperativen „Du sollst ...“ und „Du sollst nicht ...“ die tröstende Zusage „Du wirst ...“.

Es handelt sich also auch in der positiven Wendung des Tun-Ergehen-Zusammenhangs nicht um ein krudes Kausalitätsprinzip, sondern um eine elementare Form des Ausdrucks. Damit erscheint der Gott des Alten Testaments gerade nicht als Straf- und Vergeltungsinstanz, sondern als Gott, „der den Zusammenhang von Tat und Tatfolge garantiert“. Hinter dem Tun-Ergehen-Schema steckt daher „kein magisches Welt- und Gottesverständnis, erst recht kein Automatismus [...], sondern die Erfahrung, dass Gewalt Folgen hat, die auf den Täter zurückschlagen, zugleich die Hoffnung, dass der Mörder nicht über das Opfer triumphieren werde“ (Norbert Lohfink). Doch Jahwe, der darüber wacht, dass eine Tat nicht ohne Folge bleibt, ist nach biblischem Verständnis auch Herr über die Schicksalhaftigkeit einer Tat. Er ist als Herr der Geschichte auch in der Lage, den Menschen vor den tödlichen Folgen seiner eigenen Tat zu retten. So ist selbst der Brudermörder Kain kein Unmensch vor Gott; auch der Mörder bleibt noch gottesebenbildlicher Mensch und steht unter Gottes besonderem Schutz. Denn nach dem Prinzip des Tun-Ergehen-Zusammenhangs müsste Kain zweifellos zu Tode kommen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: das von Gott eingesetzte Kainsmal schützt den Sünder vor dem Vollzug der Vergeltung und bewahrt ihn damit vor dem gerechten Tod (vgl. Gen 4). Im Laufe der weiteren moraltheologischen Reflexion des Alten Testaments differenzieren sich diese Aussagen freilich weiter aus. Erklärte die Spruch-Weisheit die Zusammenhänge noch vorwiegend mittels des Tun-Ergehen-Zusammenhangs (wer Gutes tut, dem geht es gut; wer Schlechtes tut, dem geht es schlecht), so ist im Rahmen der Weisheitsliteratur insbesondere das Buch Ijob zu nennen, in dem die Krise des Erklärungsmusters des Tun-Ergehen-Zusammenhangs auf einen Höhepunkt gelangt. Der gerechte Ijob opponiert mit ganzer Kraft gegen die überkommene Argumentation seiner Freunde – die sich seine Leiden einzig und allein als Strafe für schwere Sünden erklären können – und klagt vor Gott eine seinem Wohlverhalten entsprechende Vergeltung seiner Taten ein. Erstmals wird hier der Horizont rein innerweltlicher Zusammenhänge gesprengt; der Mensch versteht die Pläne Gottes nicht, da sie sich erst in eschatologischer, den Menschen nicht unmittelbar zugänglicher Perspektive verdeutlichen. In dieser Betrachtungsweise keimt der zarte Beginn der biblischen Auferstehungshoffnung auf.

Doch der Tun-Ergehen-Zusammenhang ist auch im Neuen Testament keineswegs als veraltet verabschiedet: Wenn ihr nicht umkehrt, so warnt Jesus, folgt der Tod



Nach der Flut wird zunächst der Rabe auf Erkundung geschickt.

Hans-Peter Kuhn

(vgl. Lk 13,5). Auch bei Paulus besteht Gottes Zorn darin, dass Gott die Menschen sich selbst, ihren Begierden, Leidenschaften und ihrem verkehrten Denken ausliefert: „Täuscht euch nicht: Gott lässt keinen Spott mit sich treiben: was der Mensch sät, wird er ernten“ (Gal 6,7). Besonders deutlich wird das Erklärungsschema von Tun und Ergehen in dem Jesus-Wort: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen“ (Mt 26,52). Trotz dieser und vieler anderer Beispiele für das Festhalten am Grundsatz des Tun-Ergehen-Zusammenhangs steht das Neue Testament dennoch für einen neuen theologischen Umgang mit der Frage nach der Schuld. In Jesus Christus wird die Gewalttat des Menschen gegen seinen Mitmenschen als sündhafte Auflehnung des Menschen gegen Gott auf überdeutliche Weise insofern manifest, als der Mitmensch Jesus von Nazareth gleichermaßen der eingeborene Sohn Gottes und Messias ist. Obwohl die Menschheit mit dieser bestürzenden Tat des Gottesmordes nach der Logik des Tun-Ergehen-Schemas das Strafgericht wahrlich verdient hätte, ist in Jesus Christus der Tun-Ergehen-Zusammenhang auf eine unüberbietbare Weise aufgehoben. Gott durchbricht in Jesus Christus unwiderruflich das Prinzip von Tat und

Fügung, indem das verübte Unheil nun eben nicht mehr auf die Täter zurückfällt, sondern durch Jesus Christus ins Grab hinabgenommen und in der Auferstehung eschatologisch aufgehoben und geheilt wird.

In der christlichen Stoff-Tradition steht der Neuanfang des noachitischen Bundeschlusses stets in engem Bezug zum Neuanfang der Beziehung Gottes zu den Menschen in der Erlösungstat Christi. Die Arche wird zum Symbol des Heils; ein sehr konkretes Sinnbild für Gottes unbedingten Heilswillen. Nicht die Bluttat des Menschen hat das letzte Wort, sondern das von Gott herkommende Heil. So ist es auch mehr als eine zufällige Koinzidenz der Raumvorgaben, wenn nun in der Inszenierung der Oper Noye's Fludde die Arche an der Stelle entsteht, wo sich der Altar befindet – denn sowohl Arche wie auch Altar sind christologisch zu deutende Heilszeichen Gottes.

Martin Hünerfeld



Halleluja angesichts der Neuschöpfung nach der Flut.

Rainer Marten

Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion



Die Möglichkeit, Wunder zu schauen und Wunder zu tun: Altes und Neues Testament

Das Reflexionsniveau des folgenden Textes – zugleich das neunte Kapitel aus Rainer Martens unlängst erschienenem Buch „Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion“ – ist sicherlich ungewöhnlich hoch. Gleichwohl wird, wer sich die Mühe der Durcharbeitung macht, reichlich belohnt. In seinem Buch spürt der Philosoph der Wahrheit von Texten nach, die, zunächst als Dichtung aufgefasst, übersinnliche Phänomene zum Gegenstand haben. Marten entwickelt diese „Poetologie“ in zehn Kapiteln, die den Weg unseres Vermögens, Unmögliches wie etwa die Wundergeschichten der Bibel kraft der in den Texten liegenden autonomen Poesie als möglich zu glauben, aufzeigen. Station machte der Philosoph zuvor unterm anderem bei Texten von Marc Aurel, Platon, Leibniz, Kant oder Adorno, bevor er sich in diesem neunten Kapitel den Überlieferungen aus der Heiligen Schrift zuwendet.

Dichtung ist genau nicht Wahrheit, falls Wahrheit das ist, was einer nach bestem Wissen und Gewissen sagt. Wer etwas erdichtet, will und kann das, was er erlebt und erfahren, wahrgenommen und erkannt hat, nicht das letzte Wort haben lassen. Werden zum Beispiel Quellnympfen und Engel erdichtet, so sind diese weiblichen und männlichen Wesen nichts, was ein Dichter und überhaupt ein Mensch, je mit Augen gesehen hat. Der Dichter der Najaden¹ setzt das als bekannt und anerkannt voraus. Er verdeckt das, was er tut, weder anderen noch sich selbst: Er poetisiert die Welt vom Meeresgrund bis in den höchsten Himmel und lässt auch das, was dazwischen liegt, die kleinen und großen Gewässer, die bewachsene und bebaute Erde, nicht aus. Dichter der Engel jedoch erheben Einspruch. Es ist der Einspruch von Dichtung gegen sich selbst, Dichtung und nicht vielmehr Wahrheit zu sein. Religiöse Poesie lebt nicht selten davon, nicht für Poesie genommen zu werden. Aus diesem Grund verwahrt sie sich dann gegen sich selbst. Dichtet sie Engel, so wird sie dieselben den Augen zugänglich sein lassen wollen. Sie kann dann sogar die Flucht nach vorne antreten und dichtend zu verstehen geben, dass Wesen wie

¹ Ilias 6,22; 14, 444

Der Text ist Rainer Martens soeben erschienenen neuen Buch entnommen

Engel das eigentlich zu Sehende sind. Dichtung, die sich selbst verdeckt, steigert sich: Sie erhebt Wahrheitsanspruch, dies aber notwendig auf Kosten der Wahrheit, die sonst unter Menschen gefragt ist.

Um mit ihrem Einspruch überzeugen zu können, spaltet autonome religiöse Poesie die epistemischen Vermögen, wobei es ihr genügt, dass dies unmöglich anders als emphatisch und metaphorisch geschehen kann. Einen Engel zu sehen, grenzte nicht an ein Wunder, sondern wäre eines; wie es religiöse Poesie haben will: ist es eines. Tut nun Gott, der Herr, »Zeichen und Wunder« (σημεία καὶ τέρατα)², so ist das ganz ausgesprochen etwas für »unsere«, für die »eigenen« Augen.³ Was Gott da mit »starker Hand und ausgerecktem Arm« gegen die Streitmacht des Pharao tut, um die Israeliten heil aus Ägypten herauszuführen, soll ja die Macht Gottes sichtbar demonstrieren. Dennoch sind die Wunder, die Gott an den Ägyptern vollbringt, nicht weniger ein Wunder zu schauen, als es ein Engel wäre. Wer dabei ist, wenn ein ägyptisches Heer geschlagen wird, wird Augenzeuge eines für die eine Seite gewonnenen und für die andere Seite verlorenen Gemetzels. Dabei aber den ausgereckten Arm Gottes zu sehen, genau das ist bzw. das wäre das Wunder, völlig vergleichbar dem Anblick eines Engels. Jedes Wunder, das zu sehen ist, ist ein Wunder zu sehen, ist ein Wunder des Auges (gen. subi.). Nur ein Gläubiger, nur ein der Poesie des Wunders poetisch Entgegenkommender ist fähig, Wunder zu schauen, hat Augen, die Wunder sehen können.

In religiös gestimmten Todesanzeigen hat schon länger die Metapher Hochkonjunktur, dass nur mit dem Herzen gut zu sehen sei, den Augen aber das Wesentliche unsichtbar bleibe.⁴ Hätte man sich an die Einsicht gehalten, dass ohnedies allein

² 5. Mose 6,22; 7,19

³ ebd.

⁴ Antoine de Saint-Exupéry, *Le Petit Prince*, Paris 1991, S. 72: »Voici mon secret. Il est très simple: on ne voit bien qu'avec le coeur. L'essentiel est invisible pour les yeux.«.



durch die Augen nicht mit ihnen gesehen wird⁵, wäre ihnen eine Beteiligung am Gut-Sehen gar nicht abzusprechen gewesen. Vor allem aber bietet sich die weitere Lösung an, die Augen emphatisch zu unterscheiden in Augen, die sehen, und Augen, die nicht sehen. So halten es Altes und Neues Testament: Wer verstockten Herzens ist, sieht mit den Augen nichts, ist sehenden Auges blind. Wieder ist es das Herz, das über die epistemische Möglichkeit des Wahrnehmungsorgans entscheidet. Das bedrückte, verängstigte und verstockte Herz ist unfähig, das zu sehen, was ihm eigentlich adäquat ist: das Wunder. Wer mit reinem und freiem, das meint mit gläubigem Herzen sieht, schaut die Wunder (τά μυστήρια) Gottes.⁶ Weil er mit ganzem (τελεία) Herzen glaubt, sieht er Wunder, nicht aber glaubt er, weil er Wunder sieht. Sind die Wunder (τέρατα), die Gott in Ägypten tut, durch das Ungeöhnliche und Unheimliche des Geschehens gekennzeichnet, eines Geschehens, das für eine Selbstbezeugung Gottes angesehen wird, so ist das Wunder (Mysterium), das im christlichen Kerygma gegenwärtig ist, nichts, das die Augen auf Wundersames (θαυμάσια) gerichtet sein lässt, sondern Augen und Ohren des Eingeweihten erfordert, in diesem Falle Augen und Ohren der Jünger. Für die Ferneren spricht Christus im Gleichnis.⁷ Nach Paulus sind es die durch die Freiheit Gottes Ausgewählten, die des Mysteriums der Heilsbotschaft teilhaftig werden.⁸ Sollen aber Wunder des Alten und des Neuen Testaments Offenbarungswunder sein, so dass das Wunder, das ein Gotteswesen mit seinen »großen« Taten darstellt, sich mit dem nicht geringeren Wunder seiner Offenbarung paart, dann hat autonome religiöse Poesie die äußerste Möglichkeit wahrgenommen, sich gegen sich selbst zu verwahren. Poesie, die dichtet, keine Dichtung zu sein, ist doppelte Dichtung. Entsprechend zeigt sich eine Verdoppelung des Wunders. Gibt es ein Wunder zu sehen, dann bedarf es auch des Wunders des Sehens, des Wunders des ganz anderen Auges. Das Wunder, das im zu Sehenden ansichtig ist, und das Wunder des ganz anderen Sehens bedingen einander. Ebenso bedingen sich das Wunder des Geoffenbarten und das der Offenbarung. Um dem zu sehenden und dem geoffenbarten Wunder sein Gedichtetsein zu nehmen, erdichtet die sich gegen sich selbst verwahrende Poesie das ganz andere Öffnen der Augen⁹ und Offen-sein-für. Kein Für-wahr-Halten wird erdichtet, sondern die Möglichkeit des Wundersehens und Für-

⁵ Siehe Platon, Theaitetos 184bc

⁶ Siehe dazu Matthäus 13,11 und Johannes 12, 40.

⁷ Siehe Markus 4,11; Matthäus 13,11; Lukas 8,10.

⁸ Epheser 1,9; Römer 16, 26

⁹ Psalm 119,18: »Enthülle (ἀποκάλυψον) eine Augen, damit ich die Wunder (Θαυγᾶουα) deines Gesetzes bemerke und beherzige.«

Wunder-offen-Seins. Man muss aber erkennen, dass die sich dichterisch gegen sich selbst verwahrende Dichtung dabei nicht etwas Kleinliches bekommt, das ihrer dichterischen Kraft abträglich wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Sie ist die sich selbst am meisten zutruende Dichtung. Sie erdichtet nicht allein das, was dem bon sens, dem Realitätssinn, ein Unmögliches ist, sondern erdichtet ganz maßgeblich ein zweites Unmögliches, dazu gedacht, aus dem ersten Unmöglichen ein Mögliches zu machen, das dem bon sens entzogen ist. Damit ist aber zugleich das erste Unmögliche gegen den bon sens in seiner Möglichkeit garantiert. Das, was eigentlich ungleich unmöglicher ist (um eine emphatische, weil erhellende Steigerung zu gebrauchen), wird zur Rettung der Möglichkeit eines Unmöglichen. Ein Engel, der nicht ein Engel auf Sarkophagen, an Kathedralen und im Kindergebet, sondern ein >wirklich< existierender Engel ist, ist für den bon sens ein unmögliches Wesen: unmöglich zu schauen. Doch nun kommt die Begegnung mit dem Engel hinzu, das Sehen des Engels, die Bezeugung des Engels. Erst dieses doppelte Wunder macht das Wunder perfekt und die Dichtung zur Wahrheit. Die Auferstehung von den Toten, die Himmelfahrt, die Ausgießung des Heiligen Geistes – all das sind Wunder, die es für den bon sens unmöglich gibt: Es gibt sie für ihn überhaupt nicht als Wunder. Um das zu sein, was sie der doppelten Dichtung sind, bedarf es der Wunderaugen. So ist die Bezeugung dieser Wunder eigentlich für das ungleich größere Wunder zu nehmen, weil erst dadurch die Wunder als Wunder möglich werden. Der rhetorische und bildhafte Aufwand, die Wunder zu bezeugen, ist nicht von ungefähr oftmals größer als der für die Darstellung des Wunders.

Religiöse Poesie erdichtet Menschen, die erdichtete Engel sehen können: Jakob ringt mit dem Engel und schaut in ihm Gott: »von Angesicht zu Angesicht«. ¹¹ Als hätte er einen Tagtraum, sieht der andächtig in der Bibel Lesende Jakob mit dem Engel ringen, sieht er ihn Gott schauen. Der Gläubige weiß, dass er keinen historischen Bericht hört und liest. Er weiß, wenn er sich seinem bon sens nicht verschließt, dass es Dichtung ist. ¹² Zugleich aber ist ihm überhaupt nicht nach Märchenstunde. Er erfreut sich keiner spielerischen Entrückung in eine anrührende Welt, aus der er nach Belieben zurückkehren könnte. Er weiß um religiöse Dichtung und akzeptiert doch ihren Einspruch, trägt ihn selbst mit. Er teilt mit dem >Her-

¹⁰ Apostelgeschichte 1,9: »Sie sahen ihn empor getragen und eine Wolke entzog ihn ihren Augen.«

¹¹ 1. Mose 32,28–30.

¹² Hölderlin schließt eine Reflexion über den Unterschied religiöser Verhältnisse von intellektuellen, moralischen, physischen und historischen Verhältnissen mit dem Satz ab: »So wäre Religion ihrem Wesen nach poetisch.« F.H., Fragment philosophischer Briefe, S. 49.

zen<, was ihm sein Glaubensbuch erzählt. So wird es ihm vertraut, mit Wundern, die er glaubend wahrnimmt, zu leben. Dass er sie glaubt, meint nicht primär, wenn überhaupt, dass er sie für wahr hält. Er bildet ja für sich selbst ein Wunder aus: den Glauben, das ganz andere Auge, das in bester Art das der Poesie ist. Doch der Einspruch der religiösen Poesie schützt ihn vor entpoetisierender Selbstaufklärung. Er sieht in den Wundern, wie es sich gehört, Wunder. Er sieht sie für vielversprechend und Hoffnung machend an, für beeindruckend und bezaubernd, für belebend und das Denken anstoßend, für anrührend und erschreckend. So sieht er sich nicht gehalten, eigens ein *sacrificium intellectus* zu begehen, um mit Möglichkeiten umzugehen, die nach allem, was er weiß, keine sind. Die Wunder haben im Einzelnen und in Gemeinschaften, wird ihnen poetisch begegnet, ihre eigene Wirkungsgeschichte. Religiöse Poesie, die sich gegen sich selbst als Poesie verwahrt, vermag es so, im Gläubigen insgeheim den Poeten zu vereinnahmen: Er ist es, der den Wunderglauben trägt und lebenspraktisch fruchtbar macht. Am Ende ist er alles andere als der Verführte, und doppelte Dichtung ist, anstatt Selbstbetrug, die Höchstform menschenmöglicher Selbstpoetisierung. Doppelte Dichtung steht für die Verdoppelung des Wunders: Ihr verdankt sich initial das Wunder, dass der Glaube an Wunder selbst ein Wunder ist. Fast möchte man sagen: Am Wunderglauben ist der Glaube selbst das eigentliche Wunder. Distanzierter gesagt: Vielleicht gehört es zum Menschen, nicht ausloten zu können, was er an seinem poetischen Vermögen hat.

II.

Die autonome religiöse Poesie bleibt beim zu schauenden Wunder, das zugleich ein Wunder des Schauens ist, nicht stehen. Sobald religiösem Glauben, sowohl was das zu Glaubende als auch was den Glauben selbst angeht, Wunder und Zauberdinge (*τέρατα*) offenstehen, lässt sich sein Vermögen nicht mehr überzeugend einschränken, mehr noch: ist es nur konsequent, dass er in seinem Vermögen ohne Schranken ist. Wird dem religiösen Gläubigen poetisch eröffnet, Unmögliches zu vermögen, so repräsentiert er die Möglichkeit des menschlich Unmöglichen überhaupt. Anders als Rennen (wenn einer im Märchen >unmöglich< schnell rennt) und Trinken (wenn einer im Mythos, wie es Thor tut, dessen Humpen ins Weltmeer reicht, >unmöglich< viel trinkt) ist Glauben ein universelles Vermögen: Die Wunder, für die es offen und zu denen es fähig ist, sind nicht von nur einer Spezies.

Wunder, die es poetisch-religiös zu schauen gibt, sind tätig vollbrachte. Die einzigartige Ergänzung der Möglichkeit, Wunder zu schauen, liegt darum für religiösen

Evangeliar (Gengenbach, 12. Jh.): Ausschüttung des Heiligen Geistes: „Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig beieinander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen; und sie wurden alle voll des Heiligen Geistes und fingen an, zu predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen.“ (Apostelgeschichte 2,1 ff.)



Glauben darin, auch selber Wunder zu tun. Da es logisch ein Problem ist, ob eine Art von Unmöglichkeit unmöglicher sein kann als die andere, sollte der den religiösen Glauben Befragende sich einfach an die Konsequenz halten: Wem poetisch zugesprochen ist, Wunder zu schauen, dem ist auch poetisch zuzusprechen, Wunder zu tun. Erst die zweite Möglichkeit von Unmöglichem ergänzt die erste so, dass religiöser Glaube schlechthin für die Möglichkeit des dem Menschen Unmöglichen steht. Hält Jesus seinen Jüngern vor Augen, dass im Wunderglauben (Vertrauen auf die Zusage Gottes), gelingt er nur im geringsten, bereits etwas der göttlichen Allmacht Vergleichbares liegt, dann hört sich das nur für den als völlig unerhört und unglaublich an, der bei der Rede vom Wunderschauen nicht wach genug zugehört und sich nicht hinreichend darüber verständigt hat, was es heißt, überhaupt mit der Möglichkeit von Unmöglichem zu rechnen.

Was doppelt-poetisch mit der Möglichkeit wirklicher Wunder überzeugen will, darf das Vermögen, Wunder zu schauen, nicht von dem Vermögen trennen, Wunder selber zu vollbringen. Natürlich ist die Möglichkeit, den ausgestreckten Arm Gottes zu

sehen, der Wunder tut, eigentlich wunderbar genug. Wer unter den Gläubigen kann schon das dazu nötige Wunderauge für sich reklamieren? Dann aber hält es der Gläubige doch mit dem Wunder des Glaubens, der ihm die geschauten Wunder bezeugt sein lässt. Der Christ glaubt Krankenheilungen und Totenerweckungen, die als Wundertaten Jesu berichtet werden, als von Jüngern bezeugte. Doch er glaubt noch mehr, nämlich dies, dass die Jünger selbst im Namen sowie durch die Kraft und Macht (ἐξουσία) Jesu solche Wunder vollbringen konnten. Er glaubt, dass sie dazu beauftragt waren und dass sie es getan haben¹³, glaubt also an ein gottähnliches Vermögen von Menschen.¹⁴ Autonome religiöse Poesie deutet so die eigentliche poetische Praxis, den Glauben, als von Gott verliehenes Mächtigsein.

Noch heute hängt der Erfolg christlicher Kirchen, zum Beispiel in Afrika, von bezeugten Heilungen körperlicher und geistiger Krankheiten durch Gläubige ab.¹⁵ Totenerweckungen werden nicht berichtet, die aber sind, streng gelesen, als Taten von Jüngern und Aposteln im Neuen Testament auch nicht bezeugt. Nur das Matthäusevangelium weiß von einem Auftrag dazu¹⁶ und der Autor der Apostelgeschichte, Lukas, von Beruf Arzt, berichtet von zwei Fällen. Einmal ist es Petrus, den er alle Zeugen wegschicken und einsam vor einer Leiche zu ihr das Machtwort sprechen lässt: »Tabitha, stehe auf!«¹⁷, ein andermal Paulus, der durch Umfängen einen zu Tode gestürzten jungen Mann ins Leben zurückbringt, nachdem er allerdings festgestellt hatte, dass in ihm noch seine Seele, also Leben war.¹⁸

III

Religiöser Glaube, der sich von Wundern nährt und, wie man ihn glauben macht, selbst Wunder vollbringt, sieht sich in Wunderheilungen wie zu Hause. Diese oft nächste Not des Menschen, an Krankheiten zu leiden, was sollte es Wunderbareres geben, als von ihnen geheilt zu werden? Ein Wunderglaube, der vor diesen Wundern versagte, sie nicht glauben-erweckend bezeugen könnte, fände keine Gläubi-

¹³ Matthäus 10,8; Markus 6, 7. 13; Lukas 9,1-5; 10,9; Apostelgeschichte 3,7f.; 5,12; 9,32-42; 14,8-11; 19,11 f.

¹⁴ Apostel werden wegen ihrer Krankenheilungen für Götter angesehen, die den Menschen ähnlich geworden sind (ὁμοιωθέντες). Siehe Apostelgeschichte 14,11.

¹⁵ Siehe Philip Jenkins, »Das Christentum wird im 21. Jahrhundert die Welt prägen«, in: Chrismon. Das evangelische Magazin (August 2003), S. 37.

¹⁶ Matthäus 10,8

¹⁷ Apostelgeschichte 9,40.

¹⁸ Apostelgeschichte 20,11

gen. Doch die doppelte Poesie religiösen Glaubens wäre keine Poesie, wenn sie sich allein oder auch nur erstlich als Funktionalisierung zugunsten der Werbung von Gläubigen deuten ließe. Der christliche Glaube jedenfalls spielt die poetische Kompetenz der Möglichkeit des dem Menschen Unmöglichen bis ins letzte aus, so weit, bis er an die Grenze seiner Möglichkeit stößt, den eigenen Charakter zu verbergen und zu verneinen. Geht es nämlich beim Wundertun über das Wunderheilen und selbst Totenerwecken durch göttlicher Kraft Mächtige, das bei Gläubigen allgemein für glaubhaft gilt, einen deutlichen Schritt hinaus, so dass beim Menschen wirklich etwas von der Art der Allmächtigkeit aufscheint, so kommt es zu einer klaren Scheidung zwischen dem, was dem Glauben nur zugetraut und was von ihm auch als vollbracht bezeugt wird. Gottgleiches Tun für den Menschen zu bezeugen, hieße dem Glauben gänzlich Unglaubliches zuzumuten. Doppelte religiöse Poesie könnte das nur um den Preis einer Inversion ihrer Selbstverneinung als Poesie. Sie stellte sich damit selbst in Frage.

Der von Gott geschaffene, das heißt delegiert gedichtete Mensch kann nicht vollends Gott gleich sein. Der poetische Entwurf des Verhältnisses von Gott und Mensch braucht die Überhöhung Gottes gegenüber dem Menschen, die wiederum von der Herabminderung des Menschen gegenüber Gott lebt. Ein erdichtetes wirkliches Allmachtsvermögen des Menschen sprengte die doppelte religiöse Phantasie. Sie müsste vor der Wirklichkeit auf schlechte Weise, weil zwangsweise-unpoetisch eingestehen, bloß Poesie zu sein. Religiöser Glaube wäre von Grund auf verspielt. Etwas ganz anderes aber ist es, einen allesvermögenden Wunderglauben in Wort und Bild zu fassen, der dem Gläubigen emphatisch seine Vollendung zeigt, die reine Möglichkeit bleibt. Doppelte religiöse Poesie hat ihn dann allein beispielhaft in seinen Möglichkeiten zu schildern, niemals aber seinen wirklichen Vollzug vorzuführen.

Mit einem überraschenden Beispiel zwar, in der Sache aber wie selbstverständlich, legt Jesus den Wunderglauben¹⁹ so aus, dass er sein Vermögen nicht nur darin beweist, Zeuge von Wundern zu sein, sondern auch darin, selber Wunder zu wirken. Zugleich gibt er seinen willigsten Gläubigen zu verstehen, dass sie ihn gegenwärtig nicht haben: »Wenn ihr Glauben habt [auch nur so groß] wie ein Senfkorn, und ihr sagtet zu diesem Maulbeerfeigenbaum, >Reiße dich mit Wurzel aus und pflanze dich ins Meer!<, so würde er euch gehorchen.«²⁰ Wie bei der Austreibung

¹⁹ Johannes 4,48: »Wenn ihr nicht Wunder seht, werdet ihr nicht glauben«.

²⁰ Lukas 17, 6. Die Zürcher Bibel liest hier fälschlich einen Irrealis, übersetzt aber die vergleichbaren Stellen richtig. Zu Lukas 17,6 vgl. Matthäus 17,20; 21,21; Markus 11, 22 f.; 1. Korinther 13, 2.

(ἐκβολή) von Dämonen²¹ geht es um ein mögliches Handeln durch das Wort. Wer den mächtigeren Geist hat, spricht das Machtwort. Der Gläubige könnte seine Wundermacht an Bäumen (und Bergen) erweisen. Sein Glaube, wie er sein kann und sein soll, ist mächtiger als die Dinge dieser Erde. Darum müssen sie ihm, spricht er sie mit Macht an, nicht anders als die Dämonen, gehorchen.

Der Herr der Gläubigen spricht zu ihnen von einem den ihren übersteigenden, ihnen aber eigentlich zukommenden Glauben, der möglich mache, was sonst Menschen unmöglich ist. Dieser Glaube glaubt nicht nur, dass Gott nichts unmöglich ist²², sondern sieht sich auch selbst angesprochen, völlig Unmögliches ohne Beschränkung in seine Möglichkeit einzubeziehen: »und nichts wird euch unmöglich sein« (οὐδὲν ἀδυνατήσει²³ ὑμῖν).²⁴ Selbst die Jünger, zu denen Jesus nicht in Gleichnissen, sondern wegen ihrer besonderen Gläubigkeit unmittelbar spricht, glauben aber nicht den Glauben, der Unmögliches möglich zu machen verspricht. Er ist für sie offenbar allein emphatisch möglich, nicht aber wirklich. Der Glaube, den sie haben, ist nicht groß genug. Sie glauben zu klein und zu wenig (ὀλιγοπιστία).²⁵ Sie zweifeln.²⁶ So stellt die Dichtung des Glaubens, die sich nicht als solche bekennt, den Glauben in seinem eigentlichen Vermögen selbst in Frage: Sie traut sich allein zu, die Essenz dieses Glaubens zu dichten, nicht aber seine Existenz. Es ist, als bahnte sich damit ihre Selbstaufklärung an: Der Gott- und Wunderglaube ist derjenige, über den hinaus kein größerer Glaube geglaubt werden kann, zugleich ist er größer, als dass er im Glauben verifiziert werden könnte. In ihrer äußersten Selbstverdeckungsform und vielleicht größten Nähe zur Selbstentdeckung deutet doppelte religiöse Poesie den Glauben an den Allmächtigen, an seine Zusagen und Wunder, als allmächtigen Glauben. Die religiöse Erdichtung der Möglichkeit von Unmöglichem setzt sich als Glaubensmöglichkeit selbst aufs Spiel, indem sie für den Glauben zu viel fordert. Der Bäume und Berge versetzende Wunderglaube, dieser Glaube, der im Gleichnis nicht mehr an Größe erfordert, als die Größe eines relativ kleinen Korns, übersteigt nicht nur eine poetisch bezeugbare aktuelle Glaubensmöglichkeit der Jünger Jesu, sondern überhaupt Vermögen und Vorstellungskraft des poetisch-

²¹ Matthäus 8,16; Markus 1, 25

²² Lukas 1, 37.

²³ Es handelt sich hier um denselben Wortgebrauch wie Lukas 1, 37.

²⁴ Matthäus 17, 20.

²⁵ Matthäus 17, 20. Vgl. ebd., 8, 26.

²⁶ Matthäus 21, 21

religiös begabten Menschen²⁷: Er glaubt nicht, dass sein Glaube solches kann, weil er das Können nicht zu verifizieren weiß.

Wird Glaube damit etwa realistisch, verlässt er die Poesie, verlässt er sich als Glaube? Nein, um die doppelte religiöse Poesie, der er sich selbst verdankt, nicht offenkundig werden zu lassen, muss er sich selbst immunisieren. Die Ankunft des Reiches Gottes (des »neuen Jerusalem«) und der Glaube an das Reich Gottes in seiner emphatischen Möglichkeit bedingen einander: Sie sind beide eschatologisch, beide nicht von dieser Welt.²⁸ Die Erdichtung der Möglichkeit des nach aller Erfahrung völlig Unmöglichen hält sich zugleich an die Unmöglichkeit, diese — unmögliche — Möglichkeit zu verifizieren. Es ist wie mit der Unerforschlichkeit (wörtlich: Unaufspürbarkeit) der Wege Gottes²⁹: Sie müssen als unerforschlich erdichtet sein, damit ihre Erdichtung sich nicht als solche preisgeben muss. Zugleich aber sind sie, weil erdichtet, in der Tat unaufspürbar. Die doppelte Poesie wird nicht realistisch, aber sie lebt von der Kenntnis des Realen und seiner Möglichkeiten.

Der Baum, den wahrhaft großer Glaube zu versetzen vermag, die Sykomore (auch Sykamine), wurzelt, rabbinischer Erkundung zufolge, ganz besonders tief. Auch wird er bis zu 600 Jahre alt. Es handelt sich um einen Baum, dessen Spezialität ihn entweder dafür geeignet macht, das Außerordentliche des Glaubens zu betonen, der ihn per Befehl zu versetzen vermag, oder aber dafür, dass er auch wirklich eine Chance hat, im >Meer< (gemeint ist wohl der See Genezareth) neu zu wurzeln. Trifft letzteres zu, könnte man sich an Bemühungen erinnert fühlen, einen Auferstehungsknochen als konkreten Kern leibhafter Auferstehung zu bestimmen.³⁰ Naiver aber, um nicht zu sagen selbstverblendeter ließe sich mit Dichtung gar nicht umgehen. Es gehört gerade zur Poesie der Auferstehung, dass ein individueller menschlicher Knochen, und sei es das Steißbein, unmöglich konstitutives Moment

²⁷ Wer im Bäume und Berge versetzenden Glauben einfach eine typische jesuanische Paradoxie sieht, verschenkt die Möglichkeit, im emphatisch großen Glauben einem Kernstück der doppelten religiösen Poesie auf die Spur zu kommen. Ihn aber für eine »humorvolle Skurrilität« zu nehmen (Hermann Schäfer, »Humor in der Bibel«, in: Josef Thesing, Die Bibel zweitausend Jahre zeitgemäß, Sankt Augustin 2003, S. 24), zeugt von der Selbstdisqualifizierung des Versuchs, rein von außen in der Bibel etwas aufzustöbern, das einer demonstrierten eigenen Befindlichkeit entspricht.

²⁸ Bezeugter christlicher Glaube ist natürlich von >dieser< Welt, nur der Glaube, der glaubt, Berge versetzen zu können und sie glaubend versetzt, ist es nicht.

²⁹ Römer 11, 33. Vgl. Epheser 3, 8; Hiob 5, 9; 9,10.

³⁰ Zu dem aramäisch mit Luz bezeichneten Steißbein (os coccyx) siehe Ursula Kölling, Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 5, Darmstadt 1980, s.v. Luz, S. 569 ff.

neuen menschlichen Lebens wird. Kommen, wie an der Südseite der Kathedrale von Bourges zu sehen, die Toten leibhaftig-lebendig aus ihren Sarkophagen, dann lebt diese bildnerische Poesie davon, eine Möglichkeit zu zeigen, die realiter unmöglich besteht. Was Gläubige durch sie zu sehen bekommen, gilt ihnen aber auch gar nicht als eine Bezeugung von Auferstehung. Die Bilder sind einfache Poesie. Allein das Versprechen leibhafter Auferstehung ist – doppelt-poetisch – glaubhaft und die exemplarische Auferstehung des Mensch gewordenen Gottes. Als eschatologisch entworfenen Geschehen ist sie für Menschen sonst poetisch nicht bezeugbar. Entsprechend operiert auch die Bestimmung eines wahrhaft mächtigen Glaubens mit einer doppelten Unmöglichkeit: Die Möglichkeit, durch ein Machtwort des Gläubigen Berge zu versetzen, ist nicht nur signifikant keine reale Möglichkeit, sondern auch gerade keine poetisch bezeugbare. Diese doppelte Unmöglichkeit der Möglichkeit von für Menschen Unmöglichem ist sowohl ein Glück für die Poesie, weil sie dadurch sein kann, was sie ist, als auch ein Glück für den Menschen, der seine Tödllichkeit lebt. Poetisieren einander Liebende ihre Liebe als ein miteinander Einswerden, dann ist das der poetische Anlass, ihr reales Wunder zu erfahren, dass sie zum Glück in keiner Hinsicht bleibend verschmelzen, sondern sich vielmehr als der Eine und Andere in einem ausgezeichneten Selbstsein erfahren. Ist es eine höchste Form der Poetisierung des Todes, im Bilde der Auferstehung von den Toten die Möglichkeit des ganz anderen, des ewigen Lebens zu sehen, dann dient das doch einzig der möglichen und nötigen Möglichkeit, in freier Zuwendung zum Tode Anderer und seiner selbst den endgültigen Abschied aus geteiltem Leben ins Auge zu fassen. Entsprechend ist der Bäume und Berge versetzende Glaube als eine höchste Form menschlicher Selbstpoetisierung zu sehen: Er setzt sich, sich an schlechtweg Unmögliches haltend, selbst aufs Spiel, wenn er sich in doppelter Poesie nicht von Gott her als vor Gott ohnmächtig deutet, sondern, als wäre er ihm gleich, durch ihn zu allem fähig.

Wer wahrhaft großen Glaubens zu wirklich großen Wundern fähig wäre, könnte am Ende, für Fundamentalisten womöglich eine verheißungsvolle Vorstellung, durch das Wort des Glaubens Atombomben zünden.³¹ Doch diese Rechnung ist zum Glück ohne die Poesie gemacht. Reiz und Fruchtbarkeit des Entwurfs eines voll-

³¹ In den USA glauben 83 Prozent (91 Prozent der Christen und 47 Prozent der Nichtchristen) an die jungfräuliche Geburt Jesu, 28 Prozent an die Evolution. Das ist eines der Zahlenverhältnisse, mit denen Nicholas D. Kristof seine Besorgnis über die Zunahme des Mystizismus in den USA und die Spaltung zwischen dem intellektuellen und religiösen Amerika belegt. N.D.K., »Religion fuels a growing split«, in: International Herald Tribune vom 16./17. August 2003, S. 6.



Wiblingen Klosterkirche: Fresko-Detail vom Jüngsten Gericht (Maria mit den Engeln als Fürbitterin) „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern, und sprach mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre; denn die Zeit seines Gerichts ist gekommen! Und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und Wasserbrunnen... Und ich sah, und siehe, eine weiße Wolke. Und auf der Wolke saß einer, der gleich war eines Menschen Sohn; der hatte eine goldene Krone auf seinem Haupt und in seiner Hand eine scharfe Sichel. (Offenbarung, 14, 6)

ends mächtigen Glaubens liegen gerade darin, dem Gläubigen realiter Unmögliches als Möglichkeit an die Hand zu geben, ohne damit seine innerste Selbstsicherheit zu schädigen, die ihm unverblümt sagt, dass diese Möglichkeit von erfahrungsgemäß Unmöglichem unmöglich realistischer Art ist. Doppelte Poesie verneint sich poetisch als Poesie. Das will dazu führen, die erdichtete Möglichkeit von Unmöglichem für eine realistische Möglichkeit zu nehmen. Doch diese sich als Poesie verbergende religiöse Poesie hintertreibt notwendig selbst die eigene Absicht: Sie will die als realistisch poetisierte Möglichkeit des völlig Unglaublichen und Unmöglichen nicht als Möglichkeit poetisch bezeugen. Anders als der verfügte Sonnenstillstand, der Beispiel für göttliche Allmacht ist, sind Beispiele für menschliche Baum- und Bergeversetzungen nicht zu erwarten. Die Möglichkeit dieses Unmöglichen bleibt in der Poesie rein als Möglichkeit bewahrt.

Gottesglaube, Gottesbilder, Institut für Religionspädagogik der Erzdiözese Freiburg

IV.

Anstatt zu schlechter Selbstaufklärung zu führen, die doppelte religiöse Poesie sich selbst sagen ließe, bloß Poesie zu sein, gelingt ihr, als wäre es eine Flucht nach vorne, die einzig fruchtbare, weil das Selbst affirmierende Selbstaufklärung, sogar Poesie zu sein. Indem es, in einer Art Inversion des Poetischen, nicht der Mensch ist, der von sich her und über sich hinaus Gott entwirft, sondern es vielmehr Gott ist, der nach seinem Bilde den Menschen schafft, hat vollendeter Theomorphismus statt: Der Mensch in der invers-poetischen Gestalt des großen Gläubigen lebt ewig und ist, unbeschadet der nötigen Kautelen, allmächtig. Darauf jedoch demonstrativ zu bestehen, bekäme religiös-poetischer Praxis nicht, die sich durch Scheu und Ehrfurcht auszeichnet. So lebt der Gläubige spirituell mit seinem Geglaubten und seiner Gläubigkeit in doppelter Poesie, ohne sich doch in Gemeinschaft und für sich selbst um den Verstand zu bringen und aus der Lebenswelt zu verabschieden. Die Unmöglichkeit, mit der der Glaube spielt, bringt den Gläubigen nicht um seine Lebensbefähigung, im Gegenteil. Wird Glaube zum Lebenssinn, dann geht das für den Gläubigen zum Guten aus, weil er in praxi nach dem Wissen verfährt, dass religiös-poetischer Glaube seinen Sinn für das Leben hat, sowohl für dessen Lebendigkeit als auch für dessen Tödlichkeit (mortalité). Die Möglichkeit, durch großen Glauben große Wunder zu tun, weiß der Gläubige insgeheim in der ihn vor jeder Selbstversuchung schützenden realen Unmöglichkeit zu Hause. Es ist die Unmöglichkeit, der, als dem bevorzugten Stoff religiöser Poesie, der Gläubige sein poetisches, das eigene Leben und Handeln verändernde Dasein verdankt.

(aus: R. Marten: Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion, Freiburg 2005, 9. Kapitel, S. 161-176)

Gerd Buschmann

Religiöse Zitate und Anspielungen in der Print-Werbung – ein empirischer Befund



Dieser Darstellung liegt eine statistisch-empirische Untersuchung von fünf Jahrgängen des Magazins DER SPIEGEL im Hinblick auf religiöse Zitate und Anspielungen in dort geschalteten Werbeanzeigen aus den Jahren 1995–1999 zu Grunde. Dabei wurden mehr als 500 zumeist ganzseitige Werbeanzeigen ausgewertet.

A) Die Vorgehensweise der statistisch-empirischen Untersuchung

Die Erfassung erfolgte in folgenden Kategorien: Formal: Jahrgang (1995-1999) / Heftnummer (1-52) / Seite und Seitenzahl (Einzelseite, Doppelseite, Cliffhanger) / Name des werbenden Unternehmens / Branche / Kategorial: 1: funktional-religiös oder substantiell-religiös / 2: Art der Religion, wenn substantiell-religiös (Christentum, Buddhismus, Hinduismus, sonstige Religion, pan-religiös, Judentum, Islam) / 3: Thema (Himmel, Hilfe/Rettung/Bewahrung, Sinnfrage, Wünsche/Bedürfnisse/ Sehnsüchte, Glaube/Faith/Belief, Symbole, Bibel, Mythos/Sage, Afrika/Naturreligionen, Kasualien, Feste/Kirchenjahr, Christliche Kunst/Architektur, kirchliche Amtsträger, Gott als Begriff, Philosophie, religiöse Praktiken, Kirchengeschichte etc.) / 4: Unterthema, z. B. Sicherheit oder Freiheit als Unterkategorie von Wünsche/Bedürfnisse/Sehnsüchte oder Regenbogen, Engel, Taube als Unterkategorie von Symbol.

B) Die Zielsetzungen der statistisch-empirischen Untersuchung

1) Empirische Untermauerung inhaltsanalytischer, kulturhermeneutisch-religionspädagogischer Arbeiten

Nachdem Theologie und Religionspädagogik sich in den vergangenen Jahren grundsätzlich wieder verstärkt der Kultur, insbesondere auch der Popularkultur (Film, Fernsehen, Popmusik, Comics etc.), in kulturhermeneutischer und medien- und religionspädagogischer Perspektive zugewendet haben und die populäre Kultur zunehmend als eine „Ersatzreligion“ begreifen, ist auch die Religion in der Wer-

bung bzw. die Werbung mit ihren religionsäquivalenten Elementen¹ verschiedentlich in die Aufmerksamkeit vor allem inhaltsanalytischer Studien² geraten. Solche Inhaltsanalysen sind zwar religionspädagogisch und -didaktisch aufschlußreich und können sehr wohl auch qualitativ Aussagen über (massen-)kulturelle Erscheinungen wie die Werbung machen, es mangelt ihnen aber an empirischer Beweiskraft, z. B. für die Vermutung, dass Werbung sich gezielt, bewusst und auch quantitativ zunehmend religiös auflädt, um die eigenen Ziele zu erreichen.

2) Empirische Ableitungen religiöser Bedeutungsfelder aus der Popkultur in Relevanz für die Religionspädagogik

Wenn sich – exemplarisch an religiös aufgeladenen Werbeanzeigen – die Vermutung empirisch belegen lässt, dass das Heilige sich aus den klassischen Institutionen der Religionen wesentlich in Bereiche der populären Kultur verlagert, dann ist es für eine an die Lebenswelten von Schüler/innen anknüpfende Religionspädagogik³ von elementarer Bedeutung, diesen (säkularisierten) Bereichen und Themenfeldern des Heiligen in der Popkultur nachzuspüren. Oder anders ausgedrückt: Wenn Schüler/inne/n heute deutlich mehr religiöse Themenfelder, Anspielungen und Versatzstücke in der sie alltäglich umgebenden Massenkultur begegnen als durch Kontakt zu den klassischen Vermittlern von Religion, dann muss eine lebensweltorientierte Religionspädagogik diese Bereiche verstärkt in ihre Reflexion aufnehmen. Exemplarisch für die Massenkultur stellt die Werbung eine Art imaginäres Museum der Religion dar. Die Entwicklung verläuft damit parallel zu anderen kulturellen Bereichen, z. B. der Kunst. So wie ein Großteil der Bevölkerung heute Kunst nicht mehr primär vor dem Original oder im Museum wahrnimmt, sondern das Reper-

¹ Einführend zu Werbung in theologischer Perspektive: Manfred L. Pirner, Art. Werbung, in: Theologische Realenzyklopädie (TRE) 35, Berlin / New York 2003, 621-623 / Gerd Buschmann, Art. Werbung I. Begriff und ethisch, in: Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG) – Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage, hg. v. Hans Dieter Betz, Don S. Browning, Bernd Janowski, Eberhard Jüngel, Band 8: T-Z, Tübingen 2005, 1457-1459.

² Vgl. u.a. Gerd Buschmann & Manfred L. Pirner, Werbung, Religion, Bildung. Kulturhermeneutische, theologische, medienpädagogische und religionspädagogische Perspektiven, = Beiträge zur Medienpädagogik, Bd. 8, Frankfurt/M. (GEP) 2003, (jetzt im Vertrieb des KoPaed-Verlags, München, ISBN 3-938028-99-8) (ursprünglich: GEP-Verlag Frankfurt: ISBN 3-932194-66-7) / Thomas Klie (Hg.), Spiegelflächen. Phänomenologie – Religionspädagogik – Werbung, Münster 1999 / Andreas Martin & Hartmut Futterlieb, Werbung als Thema des Religionsunterrichts, Göttingen 2001.

³ Vgl. Gerd Buschmann, Unterwegs zu einer lebenswelt-orientierten Religionspädagogik – oder: Was aus religiösen Elementen in Musik-Videos zu lernen wäre, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 50/1998 (Heft 2), 188-203.

toire an Wahrnehmung bildender Kunst heute wesentlich durch Kunstzitate in der Werbung⁴ geprägt wird und wir deshalb (in Anspielung an André Malraux) von einem imaginären Museum der Kunst in der Werbung sprechen können, so können wir analog von einer imaginären Kirche der Religion in der Werbung sprechen. So wie die Venus von Botticelli heute eher in Gestalt von Marianne Sägebrecht als Werbeträgerin für American Express Card daherkommt⁵, so scheint das Exodus-Motiv des freigemachten Weges für das unterdrückte Volk Israel heute eher als Werbung für die Volksbanken und Raiffeisenbanken vertraut zu sein: „Wir machen den Weg

HALLO ADAM, HALLO EVA,
SIND DAS NICHT
FORMEN ZUM SCHWACH WERDEN?

NEU. DER RENAULT CLIO

MADE IN PARADISE.

RENAULT
AUTOS ZUM LEBEN

⁴ Vgl. Thomas Bickelhaupt, Kunst für´s Volk. Kunstgeschichtliche Zitate in der Werbung der Printmedien. Qualitative und quantitative inhaltsanalytische Untersuchung am Beispiel des Wochenmagazins „DER SPIEGEL“ von 1991-2000, München 2005.

⁵ Vgl. das Titelbild der Dissertation von Thomas Bickelhaupt, Kunst für´s Volk, München 2005 sowie dort S. 200. - Die Werbeanzeige findet sich u.a. in: DER SPIEGEL, Ausgabe 3/1991 vom 14.01.1991, S. 39.

frei“⁶ – oder das biblische Wunder-Motiv kehrt unversehens in Form des Toyota-Slogans wieder: „Nichts ist unmöglich“⁷ – oder Paradies, Verführung und Schlange prägen die Renault-Clio-Werbung: „Renault – Made in Paradise“. So wie Kunst heute nicht mehr primär im Museum wahrgenommen wird, so werden Religion und Heiliges nicht mehr primär in der Kirche wahrgenommen; Kunst und Religion haben sich in die Popkulturen und in die Werbung verlagert. Die schulische Religionspädagogik hätte dann ihre inhaltlichen Themenfelder auch vor dem Hintergrund von religiösen Anspielungen in der Werbung neu zu überprüfen, wenn sie denn gewillt ist, einen kulturhermeneutischen, medienpädagogischen und ideologiekritischen Beitrag zur schulischen Bildung zu leisten.

3) Empirische Begründung für die religiöse Selbstaufladung der Werbung quasi als Religionsersatz

Die Zielsetzung einer statistisch-empirischen Untersuchung zu religiösen Versatzstücken in Werbeanzeigen würde aber zu kurz greifen, wenn sie nur auf religionspädagogische Relevanz ausgerichtet wäre. Denn es geht ja nicht nur um „Religion in der Werbung“, sondern auch um „Werbung als Religion(sersatz)“, d.h. die medien- und ideologiekritische Perspektive muss einbezogen werden. Wenn die Religionskritik gemäß dem bekannten Diktum Karl Marx´ auch bereits mit Ludwig Feuerbach im Wesentlichen als abgeschlossen betrachtet werden darf, so wäre die Religionskritik doch in neuer Weise auf die Werbung anzuwenden, wenn denn die Werbung Religionsäquivalenzen übernimmt – oder anders ausgedrückt: Die Religionskritik mag für die Religion im eigentlichen Sinne abgeschlossen sein, die Anwendung der Religionskritik auf die Massenmedien steht hingegen noch aus.

C) Die Ergebnisse der statistisch-empirischen Untersuchung

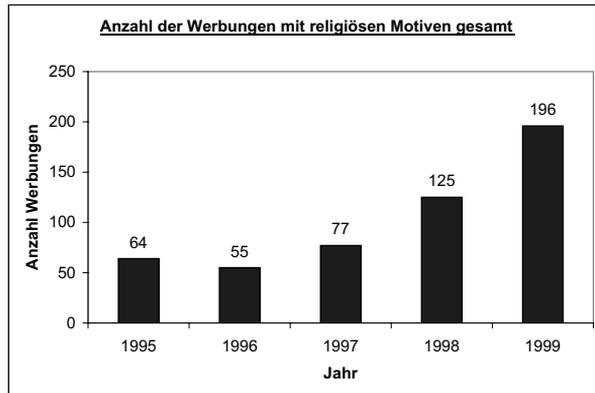
1. Deutliche quantitative Zunahme der Anzahl religiöser Motive im Untersuchungszeitraum

⁶ Vgl. Gerd Buschmann, Das Exodus- und Weg-Symbol in der Werbung. Zur religiösen Grundierung der Warenästhetik, in: Medien praktisch 25/2001, Heft 2, S. 54-59.

⁷ Vgl. Gen 18,14: Ist beim Herrn etwas unmöglich? / Jer 32,17: Du hast Himmel und Erde erschaffen ... Nichts ist dir unmöglich. / Mk 10,27: Für Menschen ist das unmöglich, aber nicht für Gott; denn für Gott ist alles möglich. / Lk 1,37: Denn für Gott ist nichts unmöglich.

Zunächst ist grundsätzlich festzustellen, dass die Beliebtheit religiöser Motive im 5-jährigen Untersuchungszeitraum von 1995-1999 signifikant zugenommen hat, wie die folgende Graphik belegt:

Die Jahre 1996-1999 zeigen einen linearen und deutlichen Anstieg der Anzahl religiöser Motive in den Werbeanzeigen. Das belegt gleichermaßen die vielfältig beschworene sog. Wiederkehr des Religiösen in der Gesellschaft⁸ wie die Verlagerung von Religion in Lebenswelten und Alltagskulturen. Wenn sich die



Religionspädagogik als lebensweltorientiert verstehen möchte, dann muss sie religiöse Motive in der Werbung schon allein auf Grund der quantitativen Fülle stärker in ihre Überlegungen einbeziehen. Die gestiegene Anzahl an Werbeanzeigen mit religiösen oder religionsäquivalenten Gehalten verweist dabei zugleich auf die Dialektik der Werbung, wenn sie zugleich religiöse und christliche Motive und Elemente weitertradiert, sie dabei aber zugleich transformiert und verfremdet. Wir haben es also religiös gesehen weniger mit einem Traditionsabbruch als mit einer Traditionstransformation zu tun. Und eine religionspädagogische Kulturhermeneutik hätte diese Transformationsprozesse aufzuarbeiten, d. h. mit Schüler/inne/n ausgehend von ihrer Lebenswelt den Weg zurück zu gehen von Toyota zu Gott, vom Créateur d´ automobiles (Renault) zum Schöpfer der Welt, vom angeblich freimachenden Kleinkredit der Volksbanken zur Befreiung des Exodus. „Durch ihre ´Verfremdung` (Brecht) in der Werbung können die religiösen Symbole möglicherweise neu wahrgenommen werden und neu Bedeutung für heutige Menschen gewinnen.“ „Indem der Religionsunterricht die religiösen Symbole in der Werbung zum Thema macht, kann er im Sinne einer ´Didaktik der doppelten Verfremdung` die Chance nutzen, ihre kritische und expressive Lebenskraft und Wirksamkeit neu freizulegen.“⁹

⁸ Vgl. z. B. Polak, Regina (Hg.), Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa, Ostfildern 2002 (vgl. dazu die Rezension von Gerd Buschmann, in: ThLZ 128/2003, H. 5, 488f).

⁹ Manfred L. Pirner, „Nie waren sie so wertvoll wie heute“. Religiöse Symbole in der Werbung als reli-

2. Kalender- und kirchenjahrabhängiger Gebrauch religiöser Motive in der Werbung

Es gibt Zeiträume, in denen verstärkt religiöse Motive in der Werbung eingesetzt werden. Religiöse Motive in der Werbung verteilen sich wie folgt über das Jahr:

Der Befund zeigt deutlich, dass zu folgenden Zeiten verstärkt religiöse Motive in der Werbung auszumachen sind:

Heftnummern 9-15:

Ostern

Heftnummern 39-40:

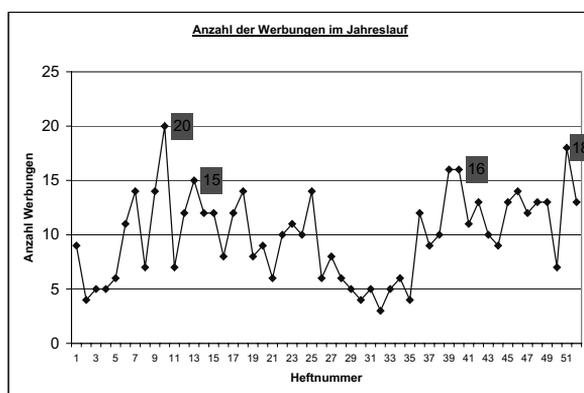
Erntedank

Heftnummern 51-52:

Weihnachten

Jeweils vor und nach den

einzelnen Festen zeigt sich fast durchgehend ein starker Abfall in der Anzahl. Das erklärt sich am ehesten mit (der Bewahrung vor) Abnutzungserscheinungen durch allzu intensive Verwendung. Auch lässt sich ein „Sommerloch“ (Heftnummern 26-35) ausmachen, vor und nach dem sich signifikant mehr Werbungen mit religiösen Motiven finden. Bei einzelnen Festen findet sich, – analog zur geringeren gesellschaftlich-kulturellen Bedeutung –, ein schwächerer Anstieg der Anzahl der Werbungen mit religiösen Motiven, z. B. Heftnummern 21-23: Pfingsten. Es lässt sich sogar zu einzelnen Festen, die emotional eher negativ besetzt sind, eine gewisse Verringerung religiöser Motive in der Werbung beobachten, vgl. Heftnummern 46-47: Buß- und Bettag/Totensonntag. Auffällig ist ebenfalls, dass zum Jahreszeitenwechsel verstärkt religiöse Motive auftreten: Heftnummer 12 (Frühlingsanfang), Heftnummer 25 (Sommeranfang), Heftnummer 39 (Herbstanfang) und Heftnummer 52 (Winteranfang). Allerdings fallen diese Jahreszeitenwechsel in der Regel mit religiösen Festen zusammen (Ausnahme: Heftnummer 25 und 39). Jahreszeitenwechsel sind von jeher mit religiösen Traditionen verwoben worden.



gionspädagogische Herausforderung. Sieben Thesen, in: Gerd Buschmann & Manfred L. Pirner, Werbung, Religion, Bildung. Kulturhermeneutische, theologische, medienpädagogische und religionspädagogische Perspektiven, = Beiträge zur Medienpädagogik, Bd. 8, Frankfurt/M. 2003, 55-70: These 6, S. 69 und These 7, S. 70.

Der statistisch-empirische Befund eröffnet folgende Interpretationsmöglichkeiten: Zu religiösen Festen scheinen religiöse Werbungen besonders geeignet, um die Kunden anzusprechen. Der „Mehrwert“ des Produktes kann in einer sowieso bereits religiös aufgeladenen Zeit noch besser inszeniert werden. Außerdem muß Werbung stets aktuell sein und knüpft an die jeweils aktuellen Feste an. Der Abfall nach den Festen ist mit entsprechender „Übersättigung“ zu erklären. Kirchenjahr und „Werbjahr“ zeigen auffällige Gemeinsamkeiten. Dabei orientiert sich Werbung nicht nur an religiösen Festen, sie tradiert (in säkularisierter Form) auch religiöses Brauchtum weiter und nimmt damit religionsähnliche Funktionen in unserer Gesellschaft wahr und nimmt religionsähnliche Grundstrukturen an: Es findet sich nicht nur Religion in der Werbung, sondern Werbung wird auch zu Religion(sersatz). Denn zum Wechsel der Jahreszeiten suchen die Menschen von Urzeiten an nach religiöser Begleitung, um die Übergänge und die Jahreszeiten selbst sicher bewältigen zu können, – analog zur Funktion der Religion bei den Übergängen im individuellen



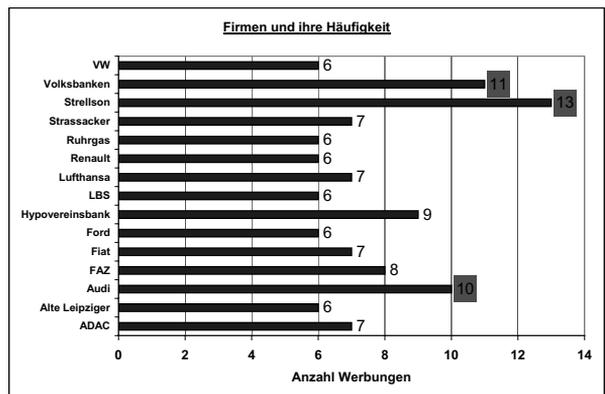
Die EG-Gesundheitsminister: Rauchen gefährdet die Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,9 mg Nikotin und 12 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach ISO.)

Leben des Menschen („rites de passages“). Übergangsriten begleiten überall auf der Welt die Geburt von Kindern (Taufe), den Übergang von Kindern zu Erwachsenen (Firmung / Konfirmation), die eheliche Verbindung mit einem Partner (Ehe) und den Tod. Durch den Übergangsritus wird nicht nur in allgemein bekannter Form die Veränderung angezeigt, sondern der Übergang wird auch für den Betroffenen erleichtert. Das gilt auch für den Jahreskreislauf. Die Werbebranche beerbt diese Aspekte bewusst oder unbewusst. Dabei stehen allerdings die großen, kommerziell beerbarten Feste wie Ostern und Weihnachten im Vordergrund. Auch hier gilt die Dialektik der Werbung; einerseits bewahrt und tradiert sie religiöse Versatzstücke aus Jahreskreislauf und Kirchenjahr, andererseits transformiert und verfremdet sie sie.

3. Unternehmens-spezifischer Gebrauch religiöser Motive in der Werbung

Zunächst ist zu klären, welche Unternehmen (im Untersuchungszeitraum) besonders häufig mit religiösen Motiven geworben haben. Einschränkend ist allerdings anzumerken, dass hier nur absolute Zahlen vorliegen und keine relativen, d.h. unberücksichtigt ist die grundsätzliche Werbepresenz eines Unternehmens im Anzeigenteil des SPIEGEL; dazu hätten entsprechende Datensätze des Nachrichtenmagazins abgeglichen werden müssen. Es können also keine Aussagen zur Relation von grundsätzlich geschalteten Werbeanzeigenzahl zu darin dann vorkommenden Anzeigen mit religiösen Motiven gemacht werden. Es handelt sich um die 15 Unternehmen mit den meisten religiösen Motiven in ihren Anzeigen, aber nur in absoluter, nicht in relativer Hinsicht:

Im Untersuchungszeitraum benutzten Volks- und Raiffeisenbanken, Audi und Stellson neben der Hypovereinsbank und der FAZ (Frankfurter Allgemeine Zeitung) am häufigsten religiöse Motive in ihren Anzeigen (Unternehmen mit weniger als 5 Anzeigen sind in diesem Schaubild nicht berücksichtigt). Das



erklärt sich zum einen aus bestimmten Kampagnen, die werbestrategisch schon

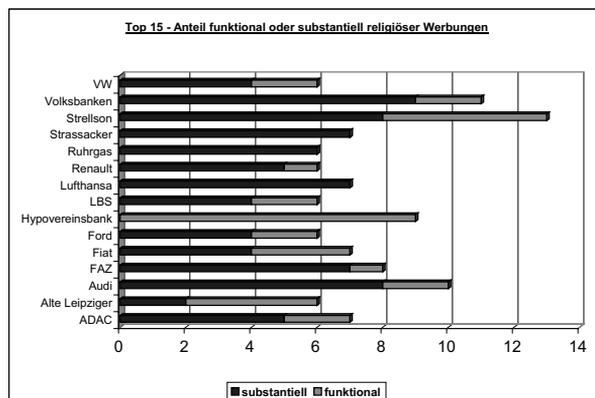
langjährig vom Unternehmen benutzt werden wie z.B. der Exodus-/Weg-frei-Kampagne der Volks- und Raiffeisenbanken oder des Herrenausstatters Strellson, der mit (religiöser) Toleranz und Vielfalt wirbt und dabei auf unterschiedlichste Religionen abhebt. Zum anderen erklärt es sich aus bestimmten Werbezielen heraus, z.B. wenn eine Bank wie die Hypovereinsbank selbstverständlich einen funktional-religiösen Aspekt wie „Sicherheit“ in der Kategorie „Wünsche/Bedürfnisse/Sehnsüchte“ in den Mittelpunkt ihres Werbeverhaltens rückt.

Erhellend ist auch die Frage, ob die Unternehmen eher mit substantiell- oder eher mit funktional-religiösen Motiven werben. Der Befund ist auch hier eindeutig:

– Einzelne Unternehmen werben entweder nur substantiell- oder nur funktional-religiös (Hypovereinsbank, Strassacker, Ruhrgas, Lufthansa), was sich wiederum von den Werbezielen her deuten lässt: Eine Bank (Hypo) wirbt mit einem funktional-religiösen Wert wie Sicherheit, eine Fluggesellschaft (Lufthansa) mit substantiell-religiösen Motiven aus den weltweit bezeugenden Religionen.

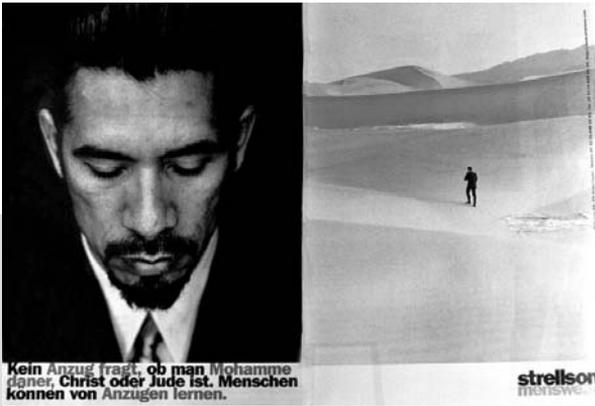
– Insgesamt ist aber ein Verhältnis substantiell – funktional von 2:1 festzustellen. Das zeigt sich in den Top 15 mit 80 substantiellen und 35 funktionalen Werbungen ebenso wie bei der Untersuchung aller Werbungen mit 338 substantiellen und 179 funktionalen Motiven. Das aber bedeutet, dass die als so weltoffen, modern und fortschrittlich geltende Werbebranche keinerlei Berührungspunkte mit substantiell religiösen Motiven hat.

Oder anders ausgedrückt: Wenn in Werbeanzeigen nicht selten das Gebetsmotiv auftaucht, dann sollte sich die Religionspädagogik erst recht nicht zieren, Gebet zu thematisieren.¹⁰ Ähnliches gilt für das Motiv der Bibel in der Werbung.¹¹



¹⁰ Vgl. dazu Gerd Buschmann, Gebetshaltungen in Werbeanzeigen. Materialien für einen alternativen Zugang zum Thema Gebet im Religionsunterricht, in: Gerd Buschmann & Manfred L. Pirner, Werbung, Religion, Bildung. Kulturhermeneutische, theologische, medienpädagogische und religionspädagogische Perspektiven, = Beiträge zur Medienpädagogik, Bd. 8, Frankfurt/M. 2003, 207-220.

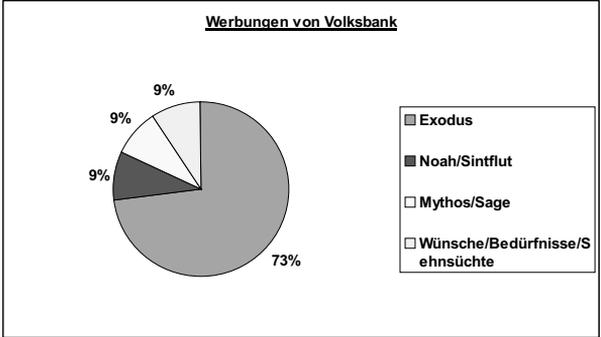
¹¹ Vgl. dazu Gerd Buschmann, Die Bibel in der Cannes- bzw. Kann-Rolle der Werbung. Ein ungewöhnli-



Einzelne Unternehmen verwenden seit Jahrzehnten kontinuierliche Kampagnen mit gleich bleibenden Grundmotiven und inszenieren eine inhaltliche Verbindung zwischen Produkt und religiösem Motiv wie z. B. die Volks- und Raiffeisenbanken mit ihrem Exodus-Motiv „Wir machen den Weg frei!“.¹² Dann stellt sich das verwendete religiöse Motivmaterial recht monoton dar:

4. Branchen-spezifischer Gebrauch religiöser Motive in der Werbung

Die folgende Graphik zeigt, welche Branchen am häufigsten religiöse Motive in ihren Werbeanzeigen verwenden, einschränkend ist allerdings auch hier anzumerken, dass nur absolute Zahlen vorliegen und keine rela-

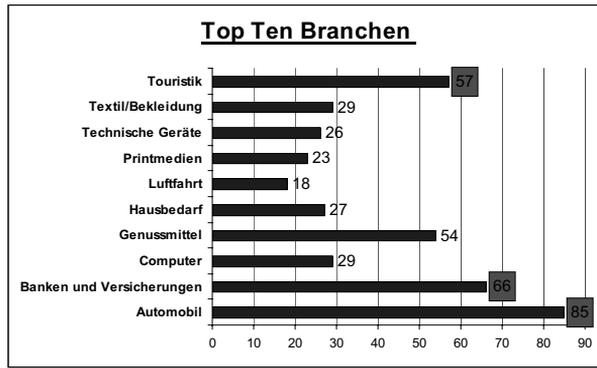


cher Zugang zum Thema Bibel im Religionsunterricht der Sekundarstufe I, in: Gerd Buschmann & Manfred L. Pirner, Werbung, Religion, Bildung. Kulturhermeneutische, theologische, medienpädagogische und religionspädagogische Perspektiven, = Beiträge zur Medienpädagogik, Bd. 8, Frankfurt/M. 2003, 181-191.

¹² Vgl. Gerd Buschmann, Das Exodus- und Weg-Symbol in der Werbung. Zur religiösen Grundierung der Warenästhetik, in: Gerd Buschmann & Manfred L. Pirner, Werbung, Religion, Bildung. Kulturhermeneutische, theologische, medienpädagogische und religionspädagogische Perspektiven, = Beiträge zur Medienpädagogik, Bd. 8, Frankfurt/M. 2003, 193-206.

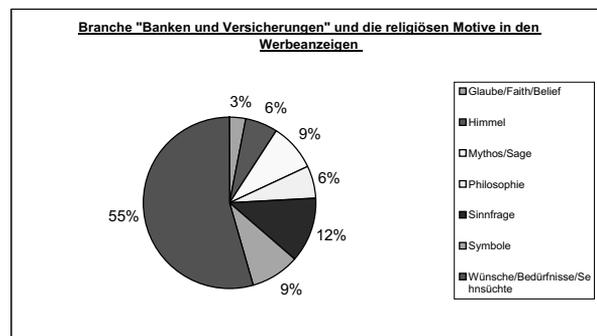
tiven, d.h. unberücksichtigt ist die grundsätzliche Werbepresenz einer Branche im Anzeigenteil des SPIEGEL; dazu hätten entsprechende Datensätze des Nachrichtenmagazins abgeglichen werden müssen:

Die Branchen Touristik, Automobil und Banken/Versicherungen verwenden am häufigsten religiöse Motive in ihrer Anzeigenwerbung. Dabei vereinigen die 10 häufigsten Branchen 79% aller untersuchten Werbungen auf sich. Insgesamt wurden 28 Branchen unterschieden. Die Tourismus-Industrie verwendet



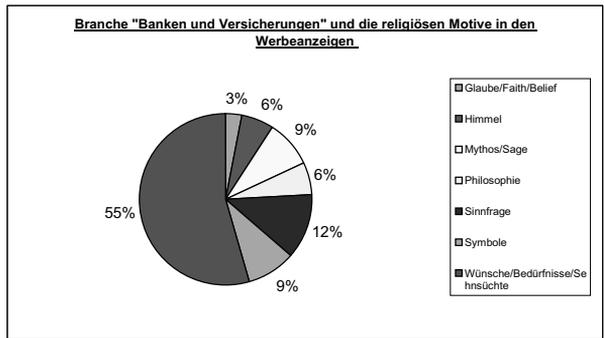
selbstverständlich gern Motive aus den regional vertretenen (Welt-)Religionen. Zusammen mit der Luftfahrt-Industrie begegnen hier auffällig häufig die Weltreligionen, die sonst eher selten vorkommen. Banken/Versicherungen werben zum einen häufig mit funktional-religiösen Werten wie Sicherheit, Glück oder Freiheit, zum anderen stellen sie sich als eher konservative, bewahrende Institutionen nicht ungerne mit traditionell-bewahrenden und sinnstiftenden Werten wie Religion in eine Reihe und werten sich gern auch substantiell-religiös auf. Die folgende Graphik aber zeigt, dass die funktional-religiösen Motive in Form von Wünschen/Bedürfnissen/Sehnsüchten hier überwiegen: 55% während im Durchschnitt nur 35% funktional-religiöse Motive in Werbeanzeigen begegnen. Bei den 45% substantiell-religiösen Motiven dominieren

die Motive, die die Bank/Versicherung religiös aufladen bzw. überhöhen und einen religiösen Mehrwert versprechen: Die Wahl der Bank ist eine Frage von „Glaube/Faith/Belief“ (3%), die Bank beantwortet die Sinnfrage (12%), sie lädt sich mythologisch (9%)



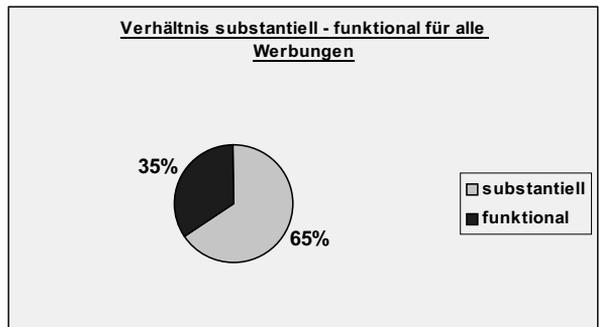


oder philosophisch auf (6%), sie ist himmlisch (6%) und verwendet entsprechende Symbole (9%). Analog lädt sich die Automobilindustrie häufig mit dem „Schutzengel“ in ihren Werbe-Anzeigen auf, so dass durch die Verbindung von religiösem Motiv und Produkt ein scheinbarer Mehrwert des Produkts entsteht.



5. Inhalte religiöser Motive in der Werbung

Wie schon oben gesehen verhalten sich substantiell- und funktional-religiöse Motive in der Werbung ungefähr im Verhältnis 2:1 zueinander.

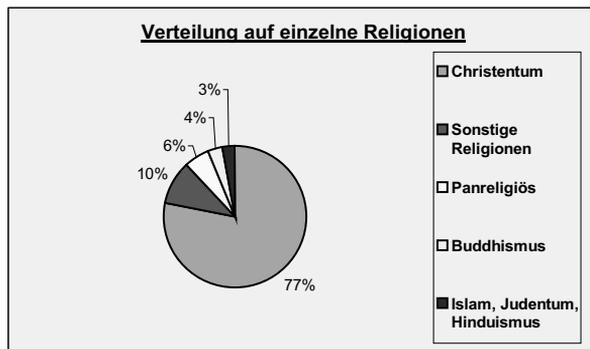


5.1 Die Weltreligionen

Die substantiell-religiösen Anspielungen bilden also eine deutliche Mehrheit. Dabei stellt sich das Verhältnis der einzelnen Religionen zueinander wie folgt dar:

Im substantiell-religiösen Bereich dominiert das Christentum als die unsere Kultur zentral prägende Weltreligion inhaltlich die Werbeanzeigen mit religiösen Motiven. Das bedeutet: a) Das Christentum ist noch immer mit seinen Symbolen, Ritualen, Repräsentanten und Inhalten so grundlegend

bekannt und präsent in der Gesellschaft, dass Werbung daran gerne anknüpft. b) Das Christentum muss letztlich emotional mehrheitlich positiv besetzt sein, wenn Werbung Motive aus der christlichen Religion bereitwillig verwendet. c) Die Werbung tradiert, – sozusagen als Rand- oder Abfallprodukt ihrer Tätigkeit –, auf ihre Weise christliche Kultur weiter. Während (nicht nur) die Religionspädagogik ansonsten häufig einen Traditions- und Kulturabbruch beklagt, ließe sich an diese Weitertradierung von Tradition und Kultur sehr wohl anschließen.



Islam, Judentum und Hinduismus als drei weitere Weltreligionen begegnen hingegen nur überaus selten in Werbeanzeigen (nur 3 % insgesamt). Das dürfte verschiedene Gründe haben: a) Der Islam ist z.Zt. medial inszeniert und politisch von reaktionären, auch christlich-fundamentalistischen Kreisen gezielt an die Stelle des sowjetischen „Reichs des Bösen“ gerückt worden, – was schon für die Zeit vor dem 11. September 2001 galt, aber durch nine eleven nochmals verstärkt wurde. Der Islam wird heute medial weitgehend als islamischer Fundamentalismus vermittelt und hat von daher kaum Chancen, einen positiven Mehrwert in Werbeanzeigen zu erzielen. b) Hinzu kommt, dass Islam und Judentum strikt bilderfeindliche Weltreligionen darstellen und sich in einem optischen Zeitalter mithin auch wenig vermitteln lassen. Das Christentum hingegen hat stets zwischen Vertretern der Ikonoklasten und der Ikonodulen geschwankt; die gesamte Kirchengeschichte ist vom Bilderstreit und seinen wechselvollen Ausgängen durchzogen. In der Gegenwart scheint



sich aber der bilderfreundliche Zug durchzusetzen, wie jedenfalls die mediale Inszenierungskompetenz des päpstlichen Katholizismus seit Johannes Paul II. verdeutlicht; der Papst – und selbst ein ursprünglich so scheuer wie Benedikt XVI. – als Pop-Ikone! Ähnliches könnte gelten für die mediale Inszenierung von Mutter Theresa, – an der Seite von Lady Diana ...¹³ c) Judentum und Hinduismus schließlich erscheinen in unserer Gesellschaft, – aus sehr unterschiedlichen Gründen! – so wenig präsent, dass Werbung daran offenbar wenig anknüpfen kann.

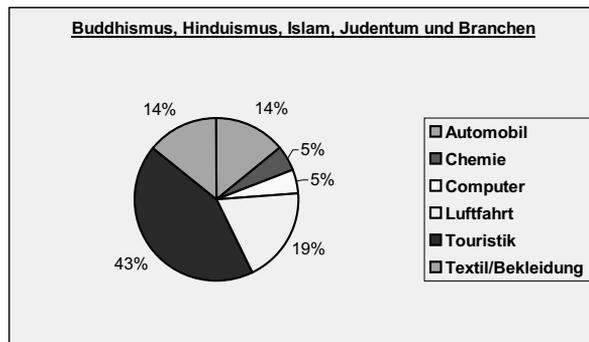
Die im Vergleich dazu relativ häufige Präsenz des Buddhismus in Werbeanzeigen ist am ehesten mit seiner visuell gut darstellbaren und Aufmerksamkeit erzielenden Exotik zu erklären; Tempelanlagen, buddhistische Mönche und meditierende Buddhas vereinen außerdem touristisches Fernweh wie Sehnsüchte nach einer alternativen, den westlichen Stress hinter sich lassenden Lebensweise miteinander und sind mithin eher positiv konnotiert, was noch durch einen medial inszenierten Dalai Lama als friedfertiges Gegenüber zum kommunistischen China bekräftigt wird.

Religionspädagogisch könnte dieser Befund bedeuten: Der Religionsunterricht sollte das Christentum weiterhin in den Mittelpunkt seiner Bemühungen stellen, und – analog zur Werbung – viel selbstbewusster und selbstverständlicher die christliche

¹³ Vgl. Thomas Bickelhaupt & Gerd Buschmann, *Moderne Heilige und Märtyrerin in der Postmoderne. Lady Diana – Klassische Bildkonvention, religiöse Symbolik und Opfermythen im Dienst der Popkultur*, in: *Medien praktisch* 23/1999, Heft 2, 43-48.

Kultur und Tradition vertreten und würdigen. Insbesondere der Islam und das Judentum dürfen aber nicht vernachlässigt werden, – wie es etwa in der Werbung geschieht. Auch der Buddhismus sollte von der Religionspädagogik stärker (auch inhaltlich) thematisiert werden, damit er sich nicht in oberflächlichen, – und von Werbeanzeigen geförderten –, Assoziationen wie Reisen, Urlaub und Meditieren verliert.

Die vier Weltreligionen (ohne Christentum) begegnen besonders häufig in folgenden Branchen:

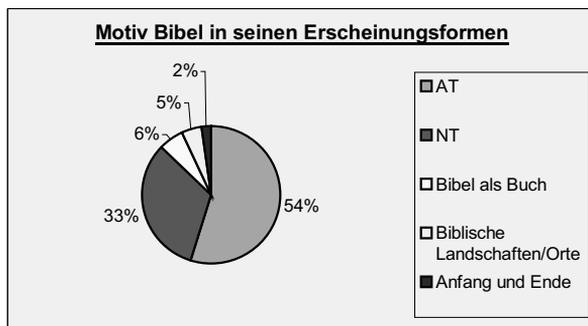


Es ist unmittelbar einleuchtend, dass die Branchen Touristik (43 %) und Luftfahrt (19 %) am häufigsten mit den Weltreligionen werben; mit Weltreligionen lassen sich Weltreisen gut assoziieren. Auch die Branchen Textil/Bekleidung und Automobil (je 14 %) haben eine Affinität zum Thema Reisen.

5.2 Christlich-biblische Motive

5.2.1. Motiv „Bibel“

Schon die Bibel an sich, die Bibel als Buch begegnet nicht gänzlich selten in Werbeanzeigen (6%), wie ich bereits exemplarisch inhaltsanalytisch habe zeigen können.¹⁴ Die Bibel kann mithin, – wenn sie denn sogar in der Werbung begegnet –, gar nicht so antiquiert und verstaubt sein, wie nicht wenige Religionspädagog/inn/en behaupten und in der Schule eine gewisse Angst davor entwickeln, die Bibel oder biblische Inhalte unterrichtlich zu thematisieren.



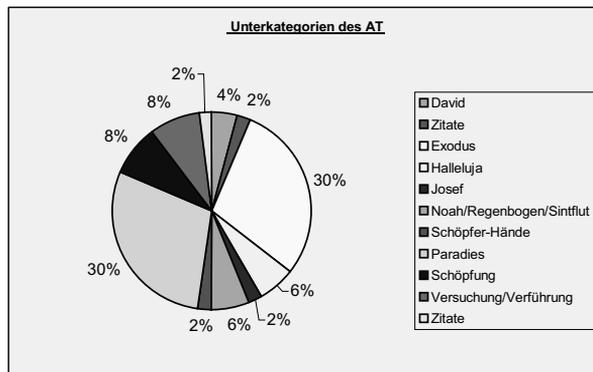
5.2.2. Alttestamentliche Motive

Auffällig häufig begegnen in der Werbung Motive aus dem Alten Testament, das mit 54% aller Werbemotive zum Thema Bibel vertreten ist, das Neue Testament hingegen nur mit 33%. Freilich ist dabei der deutlich größere Umfang des AT gegenüber dem NT in Rechnung zu stellen. Außerdem ist das AT, nicht nur aufgrund seines anthropomorphen Gottesbildes, sehr viel konkreter und anschaulicher als das NT und enthält eine Reihe klassischer Mythen (Schöpfung, Paradies etc.) und mit Personen verbundener spannender Erzählungen (Noah – und die Sintflut / Josef – und seine Brüder / Mose – und der Exodus / David – und Goliath etc.), die unser kulturelles Gedächtnis tief prägen und an die die Werbung mithin hervorragend anknüpfen kann. Das bedeutet religionspädagogisch zugleich, dass stärker eine (ganz-)biblische Theologie in den Mittelpunkt rücken sollte und eine einseitige Bezugnahme auf den in der Religionspädagogik allgegenwärtigen (pseudo-historischen) Jesus in Frage zu stellen wäre, oder: mehr Mut zur ganzen Bibel!

Wenn man die einzelnen verwendeten Motive des ATs genauer analysiert, so kommt man zu folgendem Ergebnis:

¹⁴ Gerd Buschmann, Die Bibel in der Cannes- bzw. Kann-Rolle der Werbung. Ein ungewöhnlicher Zugang zum Thema Bibel im Religionsunterricht, in: Medienimpulse, Heft 42, Dezember 2002, 45-50. – Als PDF-Download unter: http://www.mediamanual.at/mediamanual/themen/pdf/werbung/42_Buschmann.pdf

Die Motive Paradies und Exodus machen 60 % aller religiösen Werbungen mit alttestamentlichen Motiven aus. Dabei überwiegt in der Breite des Vorkommens das Paradies, weil das Exodus-Motiv besonders intensiv durch die Volksbanken-/Raiffeisen-Kampagne



transportiert wird. Das Paradies zeigt als Motiv eine natürliche Affinität zur Werbung: es geht um Verführung (zum Produktkauf), es geht um die Erfüllung paradiesischer Zustände (durch den Produktkauf). Es geht um Adam (den Konsumenten), Eva und die Schlange (die Werbung) und den Apfel (das Produkt). Innerhalb der Urgeschichte (Gen 1-11) machen die spezifische Schöpfung und der weitere Noah/Regenbogen/Sintflut-Zyklus im Vergleich dazu eher einen geringen Anteil innerhalb der Werbe-Szenerie aus. – Religionspädagogisch käme es darauf an, Schüler/innen angesichts des massenkulturell (nicht nur in der Werbung) überaus häufig begegnenden Motivkomplexes Paradies/Verführung die ursprüngliche Aussageabsicht der Paradies-Erzählung innerhalb der gesamten Schöpfungserzählung jenseits massenkultureller Clichés freizulegen. Zugleich wären massenkulturelle Adaptionen alttestamentlicher Motive (aus der Werbung) verstärkt in den Religionsunterricht aufzunehmen, nicht nur um einer Kulturhermeneutik willen, sondern auch, um das Verfremdungspotenzial didaktisch zu nutzen, ganz gleich, ob das nun AT-Zitat-Anspielungen wie die Gebote sind oder Darstellungen von Noah, Mose, Josef oder David in der Werbung: z.B. wenn Mose für die Marke Kryptonite mit einem entsprechenden Fahrrad-Schloß in der Hand posiert unter der Überschrift: Du sollst nicht stehlen.

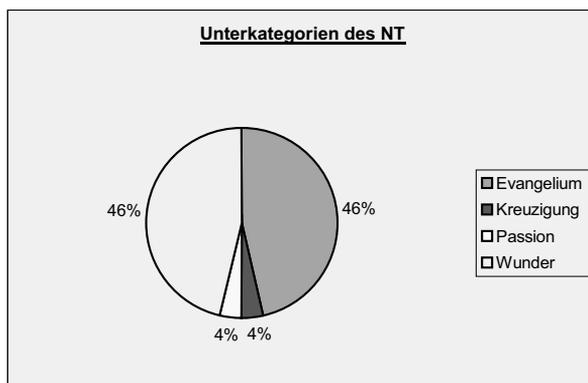


5.2.3. Neutestamentliche Motive

Neutestamentliche Motive und Anspielungen finden sich im Untersuchungszeitraum im angegebenen Untersuchungsmaterial wie folgt:

Das Neue Testament begegnet überhaupt nur in der Evangelientradition, die Briefliteratur entfällt gänzlich. Innerhalb der Evangelientradition begegnen Kreuzigung und Passion (8%), vor allem aber Wunder-Motive. Das wiederum verwundert nicht: Für die Werbung ist alles „wunder“

bar, vor allem die angepriesenen Produkte und Images, und: dem Werbenden und dem mit dem Produkt ausgestatteten Beworbenen ist nichts unmöglich: Nichts ist unmöglich – Toyota ... – Religionspädagogisch bedeutet dieser Befund, dass eine intensivere Auseinandersetzung mit der Thematik Wunder notwendig erscheint, z.B. wäre der Mut-Mach-Charakter neutestamentlicher Wundererzählungen vor dem Hintergrund und unter Einbeziehung von Werbeanzeigen zur Thematik noch stärker zu betonen. Darüber hinaus zeigt die Werbung abermals die Bedürfnisse der Menschen seismografisch auf: Sie hoffen auch in der Postmoderne auf ein „Wunder“ oder die „frohe Botschaft“ (und verdrängen gerne Leiden und Tod).

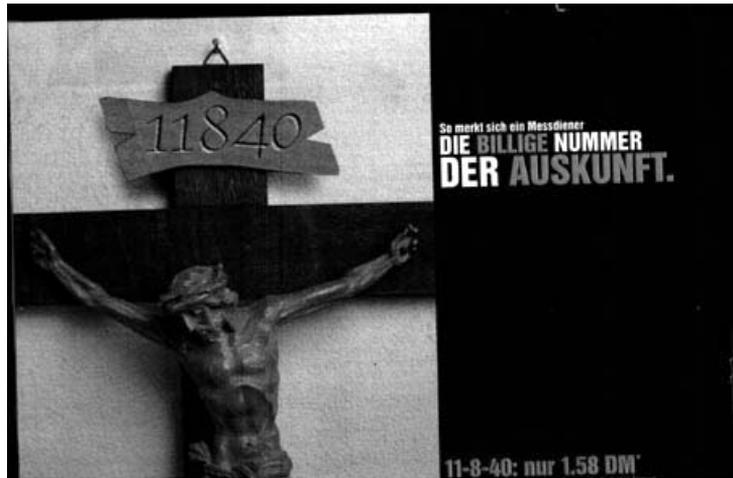


5.2.4. (Christlich-)religiöse Symbole

In meinen inhaltsanalytischen Arbeiten zu religiösen Motiven in der Popkultur¹⁵ habe ich immer wieder eingefordert, dass eine zeitgemäße Symboldidaktik zum einen auch neuere Symbole und Symbolwelten mit einbeziehen sollte, um den klassischen Kanon der immer gleichen Symbole im Sinne von Hubertus Halbfas wie Hand, Haus, Baum, Weg etc. aufzubrechen, und zum anderen auch massenkultu-

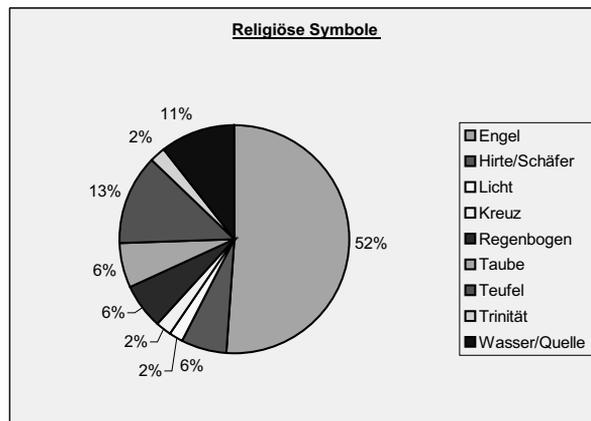
¹⁵ Z.B. Gerd Buschmann, *Unterwegs zu einer Lebenswelt-orientierten Religionspädagogik*. Oder: was aus religiösen Elementen in Musik-Videos zu lernen wäre, in: Uwe Böhm & Gerd Buschmann, *Popmusik – Religion – Unterricht. Modelle und Materialien zur Didaktik von Popularkultur, = Symbol – Mythos – Medien*, Band 5, Münster, 2. Aufl. 2002, S. 11-26.

relle Symbolverwendungen aufnehmen sollte, um die Symbole mit den gegenwärtigen Lebenswelten unmittelbar in Beziehung zu setzen. Die im untersuchten Material vorzufindenden religiösen Symbole verteilen sich wie folgt:



Der Befund verweist eindeutig auf den zentralen Symbolgehalt des Motivkomplexes (13%), der mit insgesamt 65% also annähernd 2/3 aller religiösen Symbole in Werbeanzeigen ausmacht, was auch inhaltsanalytisch bereits beobachtet worden ist z.B. unter Überschriften wie „Die Wiederkehr Satans“, aber vielleicht doch nicht in dieser Deutlichkeit zu erwarten stand. Werbung hat – wie bei Paradies/Verführung/Schlange – von sich aus eine Grund-Affinität zum Thema Engel/Teufel; denn die beworbenen Produkte sind natürlich entweder engelgleich und/oder höllisch gut. Der Teufel bringt den Aspekt der Verführung hinein; das beworbene Produkt darf – um der Aufmerksamkeit willen – nicht zu brav und bieder daherkommen: himmlisch, teuflisch, – jedenfalls verführerisch gut ist das beworbene Produkt. Als geradezu klassisch in diesem Zusammenhang sind die Werbeanzeigen von t jeweils Engel und Teufel zu bezeichnen. – Religionspädagogisch bedeutet das: Die Symboldidaktik muss die Wiederkehr von Engel und Teufel wahr- und ernstnehmen und religionspädagogisch fruchtbar machen. Entgegen einer vor allem im evangelischen Religionsunterricht weit verbreiteten Vergessenheit von Engel und Teufel müssen diese wieder stärker auch in die Bildungspläne aufgenommen werden.

Die theologisch so überaus bedeutsamen Symbole Kreuz (2 %) oder Trinität (2 %)





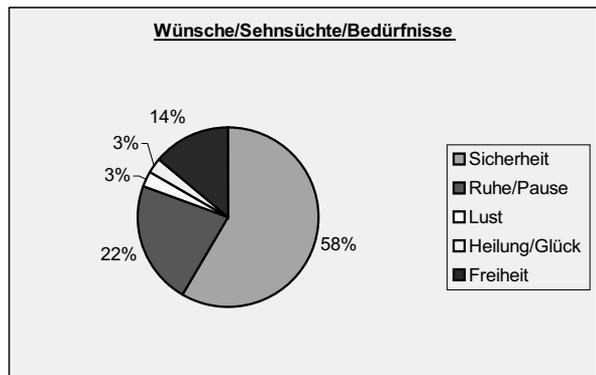
bleiben deutlich hinter allgemein-verständlicheren und grund-menschlichen Symbolen wie Wasser/Quelle (11 %) und Hirte/Schäfer (6 %) zurück.

5.3 Funktional-religiöse Motive

5.3.1. Das Motivfeld „Wünsche/Sehnsüchte/Bedürfnisse“

Werbung spiegelt und bedient zugleich grundlegende menschliche Sehnsüchte und Bedürfnisse. Diese Bedürfnisse wurden und werden traditionell auch von der Religion bedient; Werbung, – wie auch andere Elemente der (Massen- und Pop-)Kulturen – , übernimmt hier aber zunehmend auch Funktionen, für die bislang wesentlich die Religion zuständig war. Wenn Werbung zugleich ein Seismograph gesellschaftlicher Entwicklungen ist, weil die Werbemacher immer nahe am Puls der Zeit sein müssen, dann ist das Resultat der erhobenen Wünsche/Sehnsüchte/Bedürfnisse gleichermaßen aufschlussreich auch für den Zustand der Gesellschaft:

Über die Maßen groß ist das Bedürfnis nach Sicherheit (58%), – das zugleich anzeigt, wie (ver)unsicher(t) sich Menschen in dieser Gesellschaft fühlen müssen, gefolgt vom Bedürfnis nach Ruhe/Pause (22 %) inmitten einer zunehmend ruhe- und pausenlosen Dauerproduktion und inmitten hekti-

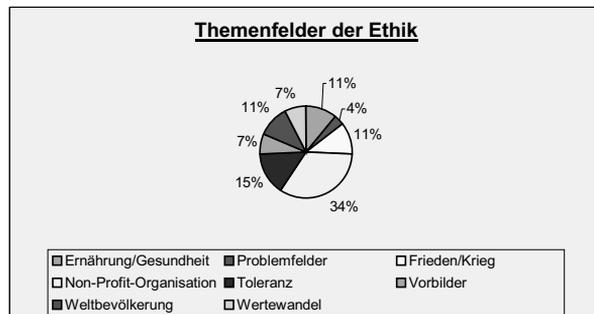


scher Arbeits-, Alltags- und mittlerweile auch Freizeitwelten. Auch das Bedürfnis nach Freiheit (14%), – vgl. früher: Peter Stuyvesant –, spiegelt eine womöglich tatsächlich erlebte Unfreiheit. Wenn Werbung die elementaren Bedürfnisse der Konsumenten aufgreift, dann zeigt sie, dass neue Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen: In einer unsicheren Welt wünschen die Menschen sich Sicherheit und die Möglichkeit einer Pause im hektischen Alltag. Hier wird Werbung für die Religionspädagogik bedeutsam, weil sie seismographisch aufzeigt, wo die elementaren Bedürfnisse der Menschen zu finden sind.



5.3.2. Das Motivfeld „Themenfelder der Ethik“

In diesem Bereich muss auf die Bedeutung von werbenden Non-Profit-Organisationen verwiesen werden, deren Anteil an diesem Resultat beachtlich ist (34%). Aber auch kommerzielle Unternehmen werben mit ethischen Themenbereichen. Und hier wird deutlich:



Insgesamt rangieren hier die ethischen Themen „Toleranz“ (15%), „Frieden/Krieg“ (11%) und „Ernährung/Gesundheit“ (11%) und „Weltbevölkerung“ (11%) vor „Vorbildern“ und „Wertewandel“. Toleranz scheint mithin eines der wichtigsten Themen in einer pluralistischen Gesellschaft zu sein, das in Werbeanzeigen in diesem Zusammenhang thematisiert wird. Eine pluralistische Waren- und Konsumgesellschaft wird Vielfalt und Toleranz stets auf ihre Fahnen schreiben. Tut sich hier ein von der Religionspädagogik bislang zu wenig wahrgenommener Bündnispartner für mehr Toleranz in der Gesellschaft auf?! (vgl. die Strellson-Werbung). Ernährung/Gesundheit drängen in der Fitnessgesellschaft, aber auch im Kontext der Welt-ernährung, ebenso auf die zweite Position wie Sorgen um Krieg und Frieden.

Heribert Smolinsky

Judenverfolgung und Judenrettung. Die Politik des Vatikan während der NS-Zeit.

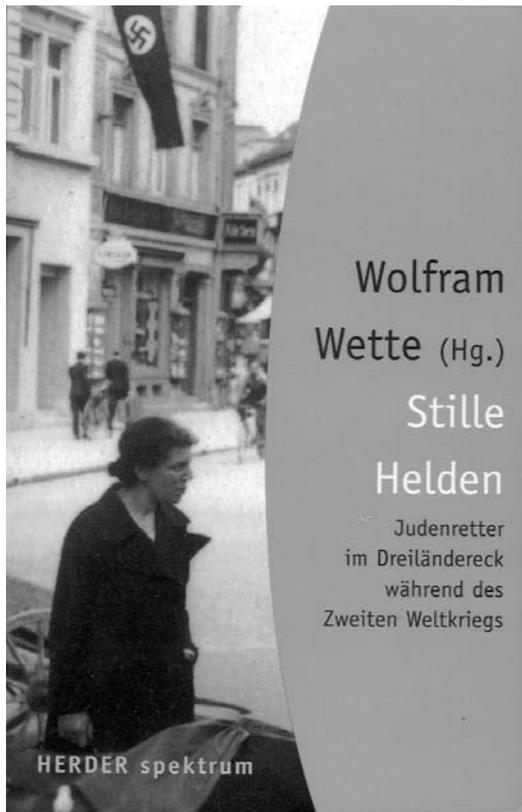


„Hitlers Frauen“, „Hitlers Jugend“ oder „Der Untergang“ – das Fernsehen und die Kinoproduzenten hatten den 60. Jahrestag des Kriegsendes fest im Blick. Die nächsten Jahrestage werden anders sein, denn es wird bald niemand mehr am Leben sein, der aus eigener Anschauung und eigenem Erleben über diese Zeit sprechen kann. Der Zugang zum Thema Nationalsozialismus wird in der Schule dadurch ein anderer werden müssen. Mit unseren Schülern haben wir die dritte oder gar schon die vierte Nachkriegsgeneration vor uns. Schwieriger wird in Zukunft auch das Thema Kirche und Nationalsozialismus.

Prof. Dr. Heribert Smolinsky, Prof. für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, hat in unserem Seminar im Januar einen Überblick über die Schwerpunkte der aktuellen historischen Forschung zum Thema Kirche und Nationalsozialismus angeboten und stand für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als Gesprächs- und Diskussionspartner zur Verfügung.

In dem Sammelband „Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs“ hrsg. v. Wolfram Wette, Freiburg 2005 (Herder spektrum) gibt Prof. Smolinsky einen Überblick über die Politik des Vatikans.

Im Vorfeld bedarf es einer Begründung, warum dieser Beitrag im Kontext einer Thematik geleistet wird, die von ihrer Konzeption her regional begrenzt ist. Eigentlich lässt sie sich leicht erbringen. Das Argument lautet: Wenn über die Judenrettung in der oberrheinischen Region gesprochen wird, so



Schulstiftung Freiburg

FORUMSCHULSTIFTUNG

könnte das eine perspektivische Verzerrung mit sich bringen. Die Shoa fand erstens wesentlich nicht im deutschen Südwesten, zweitens sogar nicht einmal in Deutschland statt, wenn sie auch von Deutschen inszeniert worden ist.

Daher dürfte es nicht uninteressant sein, zunächst in einer Art zugegebenermaßen flüchtigen Überblick etwas zur Politik des Vatikan zu hören, von dessen Kenntnissen und Aktionen, Erfolgen und Misserfolgen in einer der schwierigsten Zeiten der Geschichte der letzten Jahrhunderte. Immerhin gilt die Spitze der römisch-katholischen Kirche als eine der wenigen Institutionen, die sich, wenn auch in vermutlich geringerem Maße als meist behauptet, für die Judenrettung einsetzte und dabei auch mit den Ländern befasst war, die im weit höheren Maße als in Deutschland von der Vernichtung betroffen waren. Wir stellen also das Mikroskop der historischen Wahrnehmung zunächst sehr unscharf ein, damit wir die Landkarte im großen Maßstab sehen, um es in den nächsten Beiträgen scharf auf das Kleinere zu fokussieren.

Die zu beweisende These der folgenden Ausführungen lautet, dass die vatikanische Politik sich sehr wohl um die Judenrettung bemühte und Erfolge hatte, aber eventuell nicht alle ihre Möglichkeiten ausschöpfte. Darüber wird am Ende dieses kurzen Beitrags zu reflektieren sein. Um diese These zu beweisen, wird in folgenden Schritten vorgegangen. Als erstes sind einige Vorbemerkungen zur Frage der Judenverfolgung und Judenrettung zu machen, die bei unserem Thema beachtet werden müssen. Zweitens gilt es, nach den Strukturen und Möglichkeiten der Vatikanischen Politik zu fragen. Drittens sollen einige Beispiele des Bemühens um Judenrettung vorgeführt werden. Viertens ist kurz auf die römische Situation einzugehen, ehe fünftens eine Art Schlussreflexion geboten wird.

1. Vorbemerkungen zum Thema „Judenverfolgung und Judenrettung“

Wer sich mit dem hier zu behandelnden Thema befasst, muss sich zu Beginn über einige Bedingungen im Klaren sein. Die erste Bedingung lautet: Es ist einmal strikt zu unterscheiden zwischen der Zeit von 1933 bis 1939, wo im Wesentlichen Deutschland und ab 1938 Österreich, viel weniger das faschistische Italien Mussolinis, der Ort beginnender Judenverfolgung war, und der Zeit des Krieges zwischen 1939 und 1945, als die Eroberungen Nazideutschlands sowie die der dem Natio-

nalsozialisten verpflichteten Mächte eine neue Situation schufen und Osteuropa sich zum Schauplatz einer Judenvernichtung sondergleichen entwickelte. Weiter betrieb im Zweiten Weltkrieg der Vatikan eine Politik der strikten Neutralität, vermutlich verbunden mit der Hoffnung, auf diese Art sich als Vermittler bei einem möglichen Waffenstillstand anbieten zu können. Das entsprach der Politik im Ersten Weltkrieg, wo die römische Kurie ebenfalls diese Linie beibehielt und neutral blieb. Natürlich ist zu fragen, ob man diese beiden Kriege vergleichen kann, aber wir müssen dies zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, wenn das Verhalten Roms auch viel kritisiert wird. Es verhinderte, dass man irgendeine der Kriegsparteien kirchlich verurteilte, was auch die Frage der Judenvernichtung hätte einschließen können. Schließlich muss beachtet werden, dass es einen Zusammenhang zwischen den jeweiligen Rassengesetzen der verschiedenen Länder und ihrem Vernichtungswillen gab, so dass die unterschiedlichen Regierungen zu beachten wären, und dass zudem zu sehen ist, wieweit die Deutschen Zugriff auf diese Länder hatten bzw. sie zu den Deportationen vor allem in Richtung Polen und damit nach Auschwitz zwingen konnten. Hier gab es deutliche Unterschiede, wenn wir etwa an das besetzte Polen und die südosteuropäischen Satellitenstaaten denken.

2. Bemerkungen zu Strukturen und Möglichkeiten der vatikanischen Politik

Die vatikanische Politik und ihre Träger, in ihrer Kontinuität wohl die älteste Organisation dieser Form in der Welt, hatte sich im Laufe der Jahrhunderte im Wesentlichen drei Instrumente und Strukturen geschaffen, die ihr Handeln bestimmten. An ihrer Spitze stand letztlich, vielleicht nicht immer direkt sichtbar, der Papst als Souverän, damals in den dreißiger Jahren Pius XI. (1922 – 1939) und seit 1939 Pius XII. (1939 – 1958). Das Instrument der Außenpolitik war und ist das Staatssekretariat mit dem Kardinalstaatssekretär an der Spitze. In den einzelnen Ländern existierten vor Ort als Vertreter des Papstes die Nuntien in ihren verschiedenen Abstufungen (Pronuntius, Internuntius). Falls diese fehlten, gab es etwa päpstliche Geschäftsträger. Ihre Aufgabe bestand und besteht in einer doppelten Funktion: Einmal sollten sie Kontakte zu den jeweiligen Regierungen halten, zweitens die Lage der lokalen Kirche beobachten. Existierten Konkordate, konnten diese und das regionale Staatskirchenrecht ihnen spezielle Aufgaben gleichsam qua Recht zuteilen, die sie für sich auf Grund von Verträgen, wie es ein Konkordat darstellt, forderten. Damit dürfte klar sein, dass in Ländern, mit denen Konkordate abgeschlossen waren, zumindest

theoretisch das Agieren der Nuntien erleichtert war. Dass dies allerdings für Deutschland in Bezug auf die Judenhilfe kaum der Fall war, sei jetzt schon gesagt. Natürlich spielten auch die lokalen Bischöfe in der vatikanischen Politik eine Rolle, konnten sie doch wertvolle Informationen liefern, Aktionen anregen oder sich als Hilfe anbieten. Das weite Feld der Kontakte und Beziehungen, die jede Politik durchdringen, muss hier weggelassen werden und ist schwer zu eruieren, da vieles davon, nicht zuletzt aus Geheimhaltungsgründen, nicht dokumentiert wurde.

Zwei Aspekte sind noch zu beachten. Der erste ist die Frage nach dem Hauptziel jeder vatikanischen Politik, da dieses auch zur Zeit der Shoa nicht aufgegeben wurde. Es dürfte als *Maxime* lauten: Sicherung der Religion und der Kirche, hier im Wesentlichen der römisch-katholischen. Man kann es auch anders sagen: Sicherung der orthodoxen Lehre und der Seelsorge in den jeweiligen Ländern. Hier liegen Stärken, aber auch Grenzen der römischen Politik. Stärken insofern, als man sich nie ganz von einem Staat vereinnahmen ließ; Grenzen, weil der Blick über die eigene Institution hinaus oft sehr verengt war und Hilfen für Nichtkatholiken oder Nichtchristen verhinderte.

Der zweite Aspekt beinhaltet die Frage, was man von der Judenvernichtung wissen konnte. Hierüber gibt für die Zeit des Zweiten Weltkrieges, die in diesem Vortrag behandelt werden soll, eine große Aktendokumentation in der Zwischenzeit gute Auskunft. Es handelt sich um die elfbändige Ausgabe der *Actes et Documents du Saint-Siège relatifs à la Seconde guerre mondiale*, bearbeitet im Wesentlichen von dem Jesuiten Pierre Blet unter Mithilfe von Burkhard Schneider und Angelo Martini. Sie ist im Vatikanstaat (Città del Vaticano) herausgekommen von 1965 bis 1981. Eine Prüfung zeigt als Ergebnis: Man wusste in Rom dank der Beobachtungen und Informationen der Nuntien oder anderer Quellen, die nach Rom berichteten, schon sehr früh sehr viel über das schreckliche Schicksal der Juden. Manches dürfte zunächst als Gerücht erschienen sein oder als alliierter Kriegspropaganda, aber die Vernichtung der europäischen Juden wurde schnell Gewissheit, wenn man auch den genauen Ablauf nicht kannte.

Es stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten des Eingreifens mit dem Ziel der Hilfe für die Juden standen der vatikanischen Politik zur Verfügung. Hier regierte, so weit ich sehe, in erster Linie die Diplomatie. Sie arbeitete mit verschiedenen klassischen Instrumenten. Dazu gehörte die *Démarche*, also ein diplomatischer Schritt mit dem Ziel der Einflussnahme auf die jeweilige Regierung, dazu gehörten aber auch Inter-



Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII, unterzeichnet das Reichs-Kondordat

ventionen, persönliche Beziehungen und Briefe mehr informeller Art. Natürlich bemühte man sich, über die jeweiligen akkreditierten Gesandten der Staaten beim Heiligen Stuhl in Rom selbst Einfluss zu nehmen. Auch mit den lokalen Bischöfen stand die päpstliche Diplomatie in enger Beziehung. Berühmt und beispielhaft ist der Briefwechsel, den Bischof Konrad Preysing von Berlin 1941 mit dem Papst in Bezug auf die Judenverfolgungen führte, wo der Berliner auf mehr Hilfe und einen öffentlichen Appell drängte¹. Diese Klaviatur wurde eifrig gespielt; über die Erfolge wird noch zu sprechen sein. Weitere Mittel, die man einsetzte, waren Appelle, öffentliche Reden, päpstliche Ansprachen wie die berühmten Weihnachtsansprachen Pius XII. Schließlich konnte man sich in Deutschland des Sankt Raphaelsvereins bedienen, der im 19. Jh. für katholische Auswanderer zu deren Unterstützung gegründet worden war und bis 1941 bestand, als die Gestapo ihn auflöste. Mit seiner Hilfe konnten viele Juden auswandern. Aber in diesem Falle handelte es sich nur um Konvertierte, also getaufte Katholikinnen und Katholiken jüdischer Abstammung.

¹ Preysing schrieb am 17. Januar 1941 an Pius: „Eure Heiligkeit sind wohl über die Lage der Juden in Deutschland und den angrenzenden Ländern orientiert. Lediglich referierend möchte ich anführen, dass von katholischer wie von protestantischer Seite an mich die Frage gestellt worden ist, ob nicht der Heilige Stuhl in dieser Sache etwas tun könnte, einen Appell zugunsten der Unglücklichen erlassen?“, zitiert in Wolfgang Knauft, Konrad von Preysing – Anwalt des Rechts. Der erste Berliner Kardinal und seine Zeit. Berlin 1998, S. 128. In dem Schreiben des Papstes vom 19. März 1941, das summarisch auf mehrere Briefe Preysings antwortete, ging Pius darauf gar nicht ein. Vgl. Burkhart Schneider u.a., Hrsg., Die Briefe Pius' XII. an die deutschen Bischöfe 1939 – 1944 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe A, 4). Mainz 1966, Nr. 69, S. 132 – 134.

3. Fallbeispiele

Dieser Hintergrund ist zu beachten, wenn wir im Folgenden einige Aspekte aus dem erschütternden Spektrum der europäischen Judenvernichtung, der vatikanischen Politik als die gleichsam alles umspannende Größe und ihrem Bemühen um Judenrettung herausgreifen. Es geht also weniger um Einzelbeispiele, die etwa in der Person von Gertrud Luckner und anderen zur Sprache kommen, sondern um das Gesamtproblem der Ausgrenzung, den Terror und die Deportationen, die meist den sicheren Tod bedeuteten.

Zu Deutschland sollen nur einige Worte gesagt werden, da das Gros der ermordeten Juden aus Osteuropa stammte und dort im Wesentlichen die Todesmaschinerie lief. Zudem können nur einige Beispiele vorgeführt werden; umfassend ist das Thema hier nicht zu behandeln.

3.1 Bemerkungen zu Deutschland und zu dem Problem der brasilianischen Visa

Dass Deutschland die Vorreiterrolle in der Judenverfolgung von 1933 bis 1945 spielte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Die Rassegesetze von 1935, die Reichspogromnacht von 1938 und der darauf folgende Terror sprechen eine deutliche Sprache. In Berlin saß als Nuntius seit 1930 bis 1946 Cesare Orsenigo. Schon Zeitgenossen wie der Berliner Bischof Preysing hielten ihn für wenig fähig, und die Forschung bestätigt dieses Urteil². Seine Versuche, Einfluss auf die deutsche Regierung zu nehmen, waren vermutlich zu halbherzig und ungeschickt. Man darf aber in diesem Kontext nicht ungerecht sein. Die Nazis ließen sich durch nichts abhalten von ihren furchtbaren Plänen. Dazu kommt: Seit dem 20. Juli 1933 existierte in Deutschland ein Konkordat, gab es also eigentlich ein geordnetes Staat-Kirche-Verhältnis. Für die Judenrettung scheint es wenig genutzt zu haben.

Es war nicht Orsenigo, sondern der Münchener Kardinal Michael Faulhaber, der am 31. März 1939, also noch vor Beginn des Krieges, an Pius XII. schrieb und eine grö-

² Brief vom 23. Januar 1943, in: *Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la Seconde Guerre Mondiale* (im Folgenden zitiert als ADSS mit der jeweiligen Bandnummer und dem Erscheinungsjahr). Bd. 9, Città del Vaticano 1975, Nr. 26, S. 93f. Zur Einschätzung von Orsenigo vgl. John F. Morley, *Vatican Diplomacy and the Jews During the Holocaust 1939 – 1943*. New York 1980, S. 103 – 109.

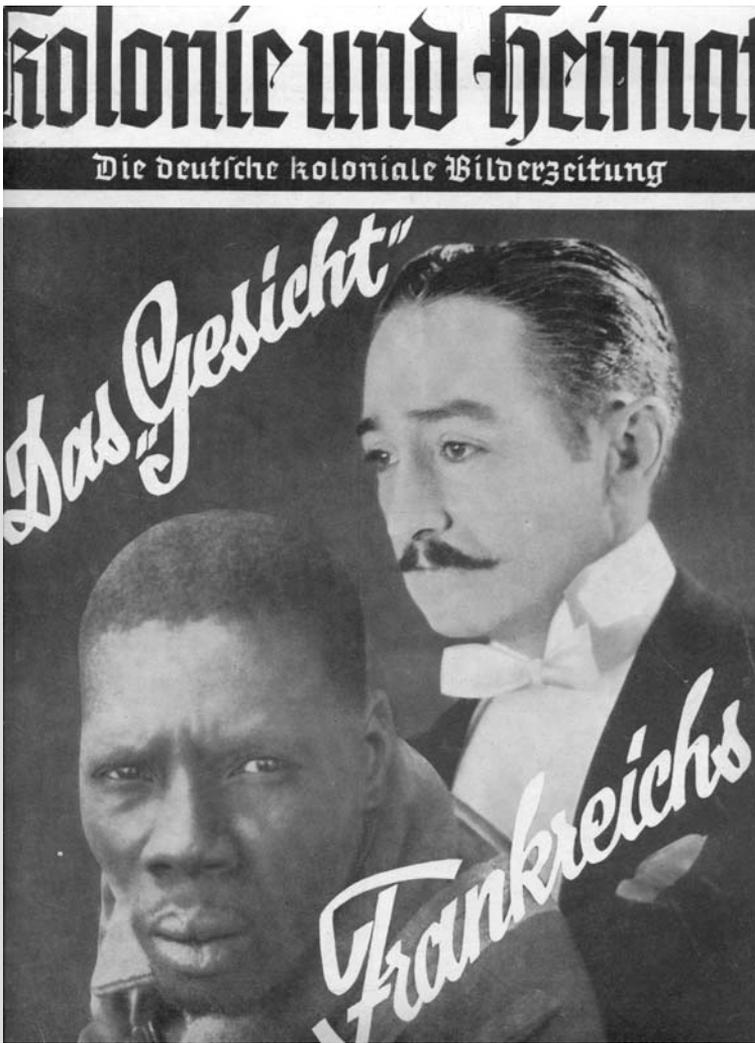
Bere Aktion zur Judenrettung in Gang setzte³. Angeregt hatten ihn der Bischof von Osnabrück, Wilhelm Berning, und Kardinal Adolf Bertram von Breslau, der zugleich als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz fungierte. Es ging darum, den Juden eine Hilfe zur Emigration zu bieten, die in dieser Zeit von den Nazis geradezu gewollt war. Faulhaber berichtete, dass er mit den Kardinälen von Rio de Janeiro und von Buenos Aires gesprochen habe. Sie sollten das Anliegen unterstützen, 3.000 Visa für Nichtarier nach Brasilien und Argentinien zu erhalten. Man dachte dabei allerdings nicht an ungetaufte Juden, sondern nur an getaufte. Die beiden Kardinäle hätten, so Faulhaber, schon Hilfskomitees gegründet; jetzt brauche man die brasilianische Regierung für die Dokumente. Die Vergabe der Visa solle der von Hamburg aus geleitete deutsche Sankt Raphaelsverein vornehmen, der damit auch die entsprechenden Personen auswähle.

Die daraufhin von der päpstlichen Politik in Gang gesetzte Maschinerie erzeugte einen Riesenaufwand, der durch zahlreiche Akten dokumentiert ist. Der damalige Kardinalstaatssekretär Luigi Maglione schrieb am 5. April 1939 an den Nuntius in Rio⁴. Zunächst sah die Situation gut aus, denn Nuntius Aloisi Masella berichtet bereits am 20. Juni⁵, dass der brasilianische Präsident den 3.000 Visa der Immigration zugestimmt habe. Leider war damit die Prozedur nicht beendet. Die Prozesse, die sich jetzt entwickelten, sind ein Musterexemplar von Verzögerungstaktik – vielleicht nicht einmal sehr bewusst etwa von Seiten Brasiliens –, aber auch der Uneinsichtigkeit in den Ernst der Lage und anderes mehr. Die brasilianische Regierung stellte Einwanderungsbedingungen, die kaum erfüllbar waren, etwa eine geprüfte Katholizität der jeweiligen Immigranten. Scheinbar wurden die Juden auch in Belgien festgehalten. Der bald ausbrechende Krieg war alles andere als eine Hilfe in

³ Ludwig Volk, Akten Kardinal Michael von Faulhaber 1917-1945 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte A, 26). Mainz 1978, Nr. 761, S. 630-632. Zum Thema Judenverfolgung und Judenrettung bezüglich der vatikanischen Politik vgl. Otto Dov Kulka – Paul R. Mendes-Flohr, Hrsg., *Judaism and Christianity under the Impact of National Socialism*. Jerusalem 1987; Morley, *Vatican Diplomacy*; John T. Pawlikowski, *The Catholic Response to the Holocaust. Institutional Perspectives*, in: M. Berenbaum – A. J. Peck, Hrsg., *The Holocaust and History*. Washington u.a. 1998, S. 551 – 565; Susan Zuccotti, *Under his Very Windows. The Vatican and the Holocaust in Italy*. New Haven – London 2000; Randolph L. Braham, Hrsg., *The Vatican and the Holocaust*. New York 2000; Carol Rittner – John K. Roth, Hrsg., *Pope Pius XII. and the Holocaust*. London – New York 2002; Johanna Schmid, *Pius XII. und die Juden. Der endlose Streit um ein historisches Dilemma*, in: *Stimmen der Zeit* 220/1 (2002), S. 397 – 409; José M. Sánchez, *Pius XII. und der Holocaust. Anatomie einer Debatte*. Paderborn u.a. 2002.

⁴ ADSS 6 (1972), Nr. 11, S. 69f.

⁵ ADSS 6 (1972), Nr. 33, S. 98.



Antisemitische Propaganda als Konstante der NS-Presse: hier das „verjudete“ und „vernegerte“ Frankreich (Titelseite von „Kolonie und Heimat. Die deutsche koloniale Bilderzeitung“ vom 18. 6. 1940)

Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

diesem Kontext, und bald sollten die ersten Deportationen in Deutschland erfolgen. Orsenigo berichtete am 20. Februar 1940 an den Kardinalstaatssekretär, dass Juden nach Polen abtransportiert würden⁶, und am 22. Oktober erfolgte die Deportation von Freiburg nach Gurs in Frankreich. Das von Faulhaber angeregte Unternehmen scheiterte im Letzten, trotz zahlreicher Bemühungen der vatikanischen Politik, deren Weltbeziehungen hier eingesetzt worden sind. Mit Datum vom 20. 11. 1941 teilte der brasilianische Botschafter dem Staatssekretär Maglione mit, dass die außergewöhnliche Gewährung von Visa eingestellt sei⁷.

⁶ ADSS 6 (1972), Nr. 153, S. 241f.

⁷ ADSS 8 (1974), Nr. 205, S. 351.

Selbst diese sehr begrenzte Judenrettung war also keine einfache und immer erfolgreiche Sache. Zudem trat bezüglich der Emigration, wo man helfen konnte, wie die Bemühungen des Raphaelvereins belegen, mit der Shoa ein Zustand ein, der Furchtbares ahnen ließ. Am 31. Juli 1941 gab Hermann Göring an Reinhard Heydrich den Auftrag für die „Endlösung“, und mit dem 19. September führte man den Judenstern ein. Für Deutschland bestand ab 1. Oktober 1941 ein Auswanderungsverbot, und am 15. April 1942 berichtete Orsenigo an Maglione, dass es den deutschen, belgischen und niederländischen Juden verboten war, das Land zu verlassen⁸. Eine Nachricht vom 2. Juni 1942 zeigt, was die Ratio dieser Maßnahme war: Orsenigo schreibt, die Deportation der deutschen Juden stehe unmittelbar bevor, aber man hatte eigentlich schon am 14. Oktober 1941 damit begonnen sowie am 20. Januar 1942 die Wannseekonferenz durchgeführt, welche das Verbrechen organisierte⁹. Kurze Zeit später, am 28. Juli 1942, nahm der Nuntius das angsterregende Faktum wahr, dass man keine Nachrichten darüber erhielt, was mit den Deportierten geschehe¹⁰. Es war ein Schweigen der Abtransportierten, das man bald zu deuten wusste: Der Massenmord lief.

3.2 Vatikanische Politik und Judenrettung anhand der Beispiele Slowakei und Rumänien

Für Deutschland hat Nuntius Orsenigo mehrfach nach Rom berichtet, dass Interventionen bei der Reichsregierung keinen Erfolg hätten, ja sogar für die Juden gefährlich seien¹¹; was eher seltsam klingt. Das eigentliche Feld, wo am intensivsten Hilfe notwendig war, stellte aber Osteuropa dar. Hier war die diplomatische Situation auf Grund der politischen Lage keineswegs einheitlich. Im von den Deutschen besetzten Polen, dem Generalgouvernement, war die Nuntiatur in Warschau im September 1939 geschlossen worden, so dass dort kein Ansprechpartner mehr existierte. Wenn man bedenkt, dass die Judenvernichtung im Wesentlichen in Polen stattfand, wird das ganze Desaster für die vatikanische Politik in diesem Gebiet deutlich. In Litauen und Lettland verschwand die Nuntiatur im August 1940, in Belgrad im Juni 1941. Es verblieben damit nur noch Nuntiaturen in Ungarn, also in Budapest, und in Rumänien, d. h. in Bukarest. In der Slowakei hatte der Vatikan einen Geschäftsträger, d. h. eine diplomatisch niedriger angesiedelte Persönlichkeit.

⁸ ADSS 8 (1974), Nr. 350, S. 508.

⁹ ADSS 8 (1974), Nr. 390, S. 552.

¹⁰ ADSS 8 (1974), Nr. 438, S. 607f.

¹¹ Z.B. ADSS 8 (1974), Nr. 408, S. 569f das Schreiben vom 24. 06. 1942.

Aus der Fülle von Möglichkeiten bezüglich der osteuropäischen Situation seien zwei Beispiele herausgegriffen: die Slowakei und Rumänien. Bei beiden Staaten handelte es sich mehr oder weniger um Ableger des nationalsozialistischen Deutschen Reiches und es konnte dessen auf Vernichtung abzielende Judenpolitik in diese Gebiete hineingetragen werden; diese war aber nicht in der sofortigen unglaublichen Schrecklichkeit wie in dem besetzten Polen durchführbar. Zudem verlief bei beiden Staaten die Geschichte nicht gleichartig, nicht zuletzt auf Grund der politischen Bedingungen. In diesen Regionen hatte die vatikanische Politik noch Möglichkeiten. Es ist zu fragen, welche sie ausnutzte und welche Erfolge der Judenrettung zu sehen sind.

3.2.1 Die Slowakei

Die Slowakei war, mit Hilfe Hitlers, 1939 ein selbständiger Staat geworden mit der Hauptstadt Bratislava (Preßburg), und konfessionell stellte sie sich als wesentlich katholisch dar. Der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung betrug nach einer Volkszählung vom 15. Dezember 1940 insgesamt 88.951, d. h. ca. 3 %¹². Staatspräsident war bis 1945 Jozef Tiso, ein katholischer Priester¹³; Geschäftsträger der Nuntiatur war Giuseppe Burzio. Damit ergab sich eine Konstellation, die einzigartig erscheint: Ein katholischer Theologe stand an der Spitze eines deutschen Satellitenstaates und war damit in die Problematik der Judendeportationen und der Judenvernichtung verwickelt. Es sollte sich die Frage stellen, ob unter diesen Bedingungen eine vatikanische Rettungspolitik Erfolg haben würde¹⁴.

Eine erste Grundlage zur Judenverfolgung legten, nachdem man im Herbst bereits Zwangsarbeitslager errichtet hatte, die antisemitischen Gesetze vom 9. September 1941, gegen welche der vatikanische Geschäftsträger auf Anweisung Roms schriftlich protestierte, ohne Erfolg auf Änderung zu erzielen. Ende 1941 machte Himmler den Vorschlag, die Slowakei „judenrein“ zu gestalten. In Preßburg stimmte man

¹² Ivan Kamenez, Die jüdische Frage in der Slowakei während des Zweiten Weltkriegs, in: Jörg K. Hoensch u. a., Hrsg., Judenemanzipation – Antisemitismus – Verfolgung in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Böhmisches Ländern und in der Slowakei. Essen 1999, S. 165. Die Zahl nach Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Fischer Taschenbuch 1990, S. 769.

¹³ Vgl. Tatjana Tönsmeier, Tiso, Jozef, in: LThK 10 (2001), Sp. 54.

¹⁴ Vgl. Pierre Blet, Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans. Paderborn u. a. 2000, S. 172 – 182; Morley, Vatican Diplomacy. S. 71 – 101; Kamenec, Die jüdische Frage in der Slowakei während des Zweiten Weltkrieges. S. 165 – 173; Katarína Hradská, Die Lage der Juden in der Slowakei, in: ebd., S. 155 – 164; Walter Brandmüller, Holocaust in der Slowakei und katholische Kirche. Neustadt an der Aisch 2003.

den damit verbundenen Deportationen zu¹⁵. Ohnehin begann das eigentliche Drama aus der Sicht der päpstlichen Diplomatie mit einer Meldung von Burzio am 9. März 1942 an den Kardinalstaatssekretär, dass eine Massendeportation von Juden nach Polen bevorstehe. Ein vorhergegangenes Gespräch Burzios mit Ministerpräsident Wojtech Tuka hatte kein Ergebnis gebracht. Das Schreiben an Rom zeigt, dass man ahnte: Viele der deportierten Juden gingen einem sicheren Tod entgegen. Im Juni 1942 waren schon 52.000 Juden deportiert¹⁶. Am 15. Mai 1942 kam ein Gesetz, das bezüglich der Konvertierten relativ milde feststellte, es sei nur Jude, wer sich nach dem 14. März 1939, der Gründung des Staates, hatte taufen lassen¹⁷.

Die vatikanische Politik suchte in einer Art Zangenbewegung Einfluss auf die slowakische Regierung zu nehmen. Die eine Seite der Zange befand sich in Rom, die andere in Preßburg. Am 14. März kam es im Vatikan zu einer Note an den slowakischen Vertreter beim Heiligen Stuhl, Karol Sidor, die in diplomatischer Absicht, d. h. um die Pläne zu stoppen, Zweifel an dem Gerücht über die Deportationen anmeldete. Man äußerte die Vermutung, dass ein katholisches Land solches nicht zulassen würde. Geändert hat dies letztlich nichts. Zugleich sollte Burzio ein Protestschreiben an Staatspräsident Tiso übergeben, was die zweite Seite der Zange darstellt. Mit diesem diplomatisch erprobten System arbeitete man weiter. Zudem kam es zu einem wenn auch zahmen Hirtenbrief der slowakischen Bischöfe.

Ganz ohne Erfolg war das nicht. Getaufte Juden wurden jetzt durch Parlamentsbeschluss von der geplanten Brutalität ausgenommen. All das verhinderte nicht, dass im Herbst 1942 60.000 bis 80.000 Juden aus der Slowakei nach Polen deportiert wurden. Die Literatur, die vorliegt, sagt nichts Genaueres darüber, wie viele Getaufte dabei waren. Für diese galt aber vor allem der Einsatz der Vatikanischen Politik, die vorrangig um die Konvertiten als Mitglieder der eigenen Kirche bemüht war. Danach kam es zu weiteren diplomatischen Aktivitäten, die hier nicht im Einzelnen genannt werden müssen. Immerhin konnte man im Gespräch mit Tiso Aufschübe bei den Deportationen erlangen.

Das Jahr 1944 brachte neue Situationen. Der Jewish World Congress bat am 29. Januar den Papst, sich für die aus Polen in die Slowakei geflüchteten Juden einzu-

¹⁵ Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden S. 776.

¹⁶ Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden S. 784.

¹⁷ Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden S. 782f.

setzen¹⁸. Die große Angst bestand darin, dass man sie in deutsche Gebiete brachte, was wohl den sicheren Tod bedeutete. Wieweit die vatikanische Politik Erfolge erzielte, ist einstweilen unklar. Immerhin belegt diese Aktion, dass man sie als hilfreiche Möglichkeit schätzte, vielleicht sogar als die einzig noch verfügbare.

Solche Bedrohungen sollten nicht die einzigen bleiben. Im Laufe dieses Jahres trat ein Umstand ein, der die Lage dramatisch zuspitzte. Die Deutschen hatten einen in der Slowakei begonnenen Aufstand, der mit dem siegreichen Vormarsch der Roten Armee zusammenhing, niedergeschlagen, und jetzt mehr als vorher Verfügungsgewalt. Damit begannen neue Deportationen durch die Gestapo, diesmal nach Bergen-Belsen, da Auschwitz nicht mehr existierte. Auch der Rabbiner von Jerusalem, Isaac Herzog, bat um vatikanische Hilfe. Wieder arbeitete die Politik mit ihrem Zangenzugriff: Burzio intervenierte und Rom übergab Sidor eine Note mit einem Appell an die Katholizität der Slowakei. Allzu großen Erfolg hatte all das nicht. Jetzt durchsuchte die Gestapo auch Klöster, um versteckte Juden aufzufinden. Selbst der Appell an Tiso, als Priester könne er dies nicht zulassen, blieb erfolglos. Ob er keine Handlungsspielräume hatte oder sein Gewissen hart blieb, ist kaum zu entscheiden. Spätere Diskussionen über Tiso zeigen unterschiedliche Ergebnisse und die Positionen sind gespalten. Es mögen Juden durch die Vatikanische Politik gerettet worden sein, aber letztlich konnte sie das furchtbare Geschehen der Deportationen und damit den wohl sicheren Tod der Deportierten nicht ändern.

3.2.2 Rumänien

Mit dem Beispiel Rumänien treffen wir auf eine völlig andere Situation als in der Slowakei. Seit dem 6. September 1940 regierte hier Marschal Ion Antonescu. Der König Carol hatte das Land verlassen und war ins Schweizer Exil gegangen; sein Sohn Michael fungierte jetzt als König. Rumänien trat politisch den Achsenmächten bei, die nationalsozialistisch dominiert waren. Am 23. August 1944 kam es zu einem Umsturz und am 12. September kapitulierte das Land bedingungslos vor der Roten Armee und kämpfte dann auf deren Seite.

Als erstes ist festzuhalten, dass es sich konfessionell im Wesentlichen um ein orthodoxes Land handelte und die Katholiken eine Minderheit bildeten. Die Zählung von 1930 erbrachte allerdings über eine Million, das war 6 % der Gesamtbevölkerung. Dazu kamen 1,3 Millionen unierte Katholiken, die also unter Beibehalt orthodoxer

¹⁸ ADSS 10 (1980) Nr. 31, S. 104.

Liturgie etc. zur römisch-katholischen Kirche gehörten¹⁹. Damit konnte die vatikanische Politik nicht, wie sie es in der Slowakei versuchte, an die Katholizität appellieren, wenn es um die Judenverfolgung ging, sondern musste mit anderen Argumenten operieren. Allerdings hatte man 1929 ein Konkordat geschlossen, so dass es möglich war, mit dessen Festlegungen zu argumentieren.

Durch den Krieg gegen die Sowjetunion erhielten die Rumänen Gebiete zurück, die sie vorher an die Russen verloren hatten, etwa Bessarabien und die nördliche Bukowina. Sie gewannen auch Teile der Ukraine, das sog. Transnistrien, wenn es auch nie völlig in den Staat einverleibt wurde. Dagegen verlor der Staat das nördliche Siebenbürgen, international besser als Transsilvanien bekannt. Nach dem Standardwerk von Raul Hilberg lebte im Jahre 1930 die hohe Zahl von 756.930 Juden im rumänischen Gebiet, eine der höchsten Zahlen in ganz Europa. Am 6. April 1941 waren es in Altrumänien 302.092²⁰. Es ist interessant zu sehen, dass in den einzelnen Teilen dieses politischen Komplexes das Schicksal der Juden völlig unterschiedlich war, was auf die Willkürlichkeit des Vollzugs der Shoa schließen lässt. Während im eigentlichen Altrumänien die Juden mehr oder weniger überlebten und nicht in die Todeslager abtransportiert wurden, wenn es auch Pogrome gab wie am 28. Juni 1941 in Jaschi mit ca. 4.000 Opfern, so erlitten sie im für Rumänien verlorengegangenen Nordtranssilvanien das Schicksal der ungarischen Juden und in Transnistrien, dem Gebiet zwischen Dnjestr und Bug, sowie in Bessarabien traf sie der Vernichtungswille der Rumänen, aber auch der Deutschen. Insgesamt wurden über 200.000 rumänische Juden ermordet; Iancu gibt die Zahl von 264.900 an, das wären 43 % aller Juden²¹.

Im Kontext der Judenverfolgung und -vernichtung spielte, was die vatikanische Politik betrifft, der Nuntius in Bukarest die zentrale Rolle, stellte er doch wie üblich das Instrument vor Ort dar, mit dem ein Handeln möglich war. Seit dem 14. Juni 1936 war dies Andrea Cassulo, der bis 1947 in Rumänien bleiben sollte. Ein erstes Pro-

¹⁹ Morley, *Vatican Diplomacy* S. 23 – 47; Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden* 811 – 858; Mariana Hausleitner u. a., Hgg., *Rumänien und der Holocaust. Zu den Massenverbrechen in Transnistrien 1941 – 1944*. Berlin 2001.

²⁰ Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden* S. 813.

²¹ Carol Iancu. *La Shoah en Roumanie. Les Juifs sous le régime d'Antonescu (1940 – 1944)*. Montpellier 1998, S. 27. Am Vorabend des Krieges habe es – ohne Nordtransilvanien – 607.790 Juden gegeben. S. 28: 355.972 hätten gemäß einer Statistik am Ende des Krieges überlebt. D.h. nach ihm: Die meisten Juden von Moldawien, der Walachei und Südtransilvanien hätten überlebt, die der Bukowina und Bessarabien kamen um.

blem, das ihn beschäftigte und wo ein Erfolg erzielt wurde, war die Frage nach dem Schulunterricht jüdischer Kinder von Konvertiten, für die weder in der jüdischen noch in der christlichen Schule ein Platz war. Durch die Intervention von Cassulo gelang es, diesen Kindern den Unterricht an den christlichen Schulen zu öffnen, womit sie zumindest Bildungschancen erhielten.

Ein zweites Problem entwickelte sich, das für Rumänien im Kontext unserer Fragestellung eine große Rolle spielte und mit der ersten Frage zusammenhängt: die Konversionen zur römisch-katholischen Kirche. Juden stellten vor allem ab 1942 entsprechende Anträge in wachsender Zahl. Morley gibt für Bessarabien an, dass 40.000 Juden die Taufe empfangen hätten²². Wieweit echte Überzeugung oder die Vorstellung, als Konvertierte seien die Chancen zu überleben größer, eine Rolle spielte, ist schwer zu sagen. Die Bischöfe hatten zur Erleichterung festgelegt, bis zur Taufe sei nur ein summarischer Unterricht notwendig, bis zur Ersten Kommunion ein intensivierter²³. Immerhin konnte man für Getaufte das Konkordat als Rechtsgrundlage geltend machen, womit die Chance einer Besserbehandlung wuchs. Es offenbart die ganze Perfidie der Judenunterdrückung, dass die rumänische Regierung versuchte, Konversionen zum Christentum zu verbieten und diesbezüglich sogar in Rom intervenierte. Auch hier konnte Cassulo derartige Repressalien unter Rückendeckung des Vatikan verhindern.

Es ist richtig, wenn man feststellt, die Sorge habe in erster Linie den getauften Juden gegolten. Ausschließlich war dies aber nicht. Die Weitung der Aktivität belegt die Tatsache, dass Cassulo mit dem Oberrabbiner von Rumänien, Alexander Safran, und mit Wilhelm Fildermann, einem der führenden Juden und zeitweiligen Präsidenten einer jüdischen rumänischen Organisation, zusammenarbeitete. Durchgreifenden Erfolg hatte man nicht. Und wenn auch die Juden im Kernland weitestgehend überlebten, konnte für die aus den außenliegenden Regionen Bessarabien, der Bukowina mit dem Zentrum Czernowitz und dem Distrikt Dorohoi ab Oktober 1941 nach Transnistrien Deportierten nicht viel getan werden, auch wenn Cassulo sie 1943 besuchen durfte. Wie schwierig die Situation war, belegt ein Schreiben des Nuntius an den Kardinalstaatssekretär vom 6. 7. 1942, das darlegt, wie wenig erfolgreich die Hilfsmaßnahmen waren und sogar dazu beitragen könnten, die Situation noch zu verschlimmern²⁴. Immerhin konnten einige Hundert Juden mit

²² Morley, *Vatican Diplomacy* S. 30.

²³ Morley, *Vatican Diplomacy* S. 30.

²⁴ ADSS 8 (1974), Nr. 421, S. 586f.

Schiffen in die Türkei gelangen, wobei der Vatikan Hilfestellung bot. In wieviel Tausende von Waisenkindern in Transnistrien gerettet oder ermordet wurden, war für diesen Beitrag nicht festzustellen²⁵.

4. Der Fall Rom

Wenn man aus der am meisten betroffenen osteuropäischen Situation Beispiele herausgegriffen hat, so soll das nicht bedeuten, die Vatikanische Politik habe anderswo keine Anstrengungen unternommen, Juden zu retten. Es sei beispielhaft auf Rom verwiesen, wozu noch einige Bemerkungen angebracht sind. Hier entstand die Hauptgefahr in dem Augenblick, als die Stadt im September 1943 von den Deutschen besetzt wurde. Davon blieb der Vatikan zwar unberührt, war aber gleichsam nach außen hin abgeriegelt. Die zahlreichen Klöster und Seminarien oder sonstige kirchlichen Einrichtungen der Stadt, teilweise mit dem Vatikan verbunden und daher exterritorial, boten sich als Verstecke für Juden an. Pius XII. hob praktisch die Klausur auf, die durch ihre Abschottung gegen Fremde ein Hindernis hätte sein können, und ermöglichte damit freien Zugang zu den römischen Klöstern. Auf diese Weise wurde zahlreichen Juden – die Zahl 4.000 wurde in der Literatur schon einmal genannt, angeblich waren es mehr – geholfen, auch mit Visa und Pässen etwa zur Flucht nach Lateinamerika. Man kann darüber streiten, ob es sich bei dieser Konstellation um vatikanische Politik im engen Sinne handelte. Unter Anwendung einer weiten Definition dürfte aber dieser Sprachgebrauch legitim sein.

Viel schwieriger ist die Frage nach dem Handeln des Papstes, als die römischen Juden im Herbst 1943 in den Tod abtransportiert wurden. Pius XII. als Bischof von Rom und damit entscheidend Betroffener brachte keinen öffentlichen Protest zustande, wenn er auch diplomatische Schritte unternahm. Auf die genauen Umstände und die Problematik des päpstlichen Verhaltens soll hier aber nicht näher eingegangen werden, da sie vom Thema wegführt; ein schwerwiegendes Problem stellt das päpstliche Verhalten in jedem Falle dar²⁶.

²⁵ Blet, Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg, S. 190f., sagt zur Rettung nichts, nur etwas zum Problem.

²⁶ Vgl. Zuccotti, Under his very Windows.

5. Resumee und Ideen

Zum Schluss dieses Beitrags bleibt einerseits eine Reihe von Fragen offen und sollen andererseits Denkanstöße gegeben werden, die zumindest ein Stück Problembewusstsein schaffen können.

Die erste Frage, die sich stellt und immer wieder auftaucht, ist die nach der Anzahl der durch die vatikanische Politik geretteten Juden. Seit dem Buch von Pinchas E. Lapede, *Rom und die Juden*, das 1967 erschien²⁷, geistert schon einmal die riesige Zahl von 860.000 in den Diskussionen herum. Womit Lapede diese Zahl wissenschaftlich überzeugend belegen wollte, bleibt unklar, wie das Buch ohnehin bedenkliche Züge trägt²⁸. Soweit die genannten Akten es zeigen, stellt es sich als äußerst schwierig dar, seriöse Zahlen zu nennen. Man wird diese Frage wohl offen lassen müssen. Tausende könnten es sicherlich gewesen sein; eine Statistik scheint mir im Augenblick unmöglich.

Eine zweite Frage betrifft das Problem, wie weit der Blick vatikanischer Politik über die jüdischen Konvertiten hinausging. Es ist m.E. verständlich, wenn sie zunächst das erste Objekt waren, dem man Hilfe leisten wollte, waren sie doch Mitglieder der eigenen Kirche. Zudem konnte bei ihnen mit dem kanonischen Recht oder mit Konkordaten argumentiert werden, wenngleich dies den Nationalsozialisten wohl wenig bedeutete. Ihre Rassenlehre ignorierte solche Argumente. Aber etwa die Hilfe des deutschen Raphaelsvereins zur Auswanderung war sicherlich bedeutend, um nur dieses Beispiel zu nennen, und dies wurde vom Vatikan unterstützt. Die Hilfe für die nichtgetauften Juden dürfte geringer, vielleicht sehr viel geringer gewesen sein. Der Raphaelsverein half ihnen gar nicht, konnte es vielleicht auch nicht auf Grund der rechtlichen Position, da seine Tätigkeit auf die Katholiken gerichtet war. Es bleibt eine kritische und offene Frage, ob unter diesen Aspekten für die Juden genug getan wurde und man wirklich alle möglichen Mittel ausschöpfte.

Ein drittes Problem ist zu nennen. Die Vatikanische Politik arbeitete, wie wir sahen, im Wesentlichen mit den ihr bekannten und vertrauten Mitteln der Diplomatie. Oft genug erreichte sie ihr Ziel nicht, wie die Akten deutlich zeigen. Hier ist zu fragen,

²⁷ Pinchas E. Lapede, *Rom und die Juden*, Freiburg u.a. 1967.

²⁸ Man prüfe seine Quellen, etwa Konstantin von Bayern. *Der Papst. Ein Lebensbild*, München 1952, wo die Wissenschaftlichkeit sehr zu wünschen übrig lässt, oder Jubelberichte der Kirchenpresse.



Antisemitische Hetze übelster Machart. Unter der Überschrift „Polnische Juden“ wird behauptet: „Europas größtes Getto, Polen, lieferte an alle Plätze zahllose ost-jüdische Verbrecher seit Menschengedenken. Vor allem Mädchenhändler, Rauschgiftschieber, Taschendiebe und Banknotenfälscher. Es gibt kein Verbrechen, das man diesen Galgengesichtern nicht zutrauen könnte.“ (Illustrierter Beobachter, Sondernummer vom 20. 9. 1939, S. 14)

Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

ob angesichts der Partner, mit denen sie es zu tun hatte, und angesichts der bisher noch nie in dieser Form da gewesenen Ungeheuerlichkeiten nicht das System überfordert war. Hätte man andere Mittel erwägen sollen, aber dann welche?

Schließlich ist das zurzeit heftig diskutierte „Schweigen des Papstes“ zu benennen. Die Frage lautet: Hätte ein weltweit öffentlicher Protest Pius XII. die Lage verändert? In einem Brief an Preysing vom 30. April 1943 sprach der Papst davon, er rede nicht direkt zur Judenverfolgung öffentlich, um größere Übel zu vermeiden²⁹. Vielleicht hatte er Recht, vielleicht auch nicht. Eine glatte Lösung dieser Frage scheint aus meiner Sicht nicht möglich zu sein. Wohl aber kann man sagen, dass auf Grund seiner

²⁹ Lettres de Pie XII. Aux Evêques Allemands 1939 – 1944, in : ADSS 2 (1966), Nr. 105, S. 324 : “...ad maiora mala vitanda”.

Karriere Pius eher der Diplomatie zuneigte, was seine Entscheidungen und sein Handeln beeinflussen konnte. Ob dies ein Hemmnis und eine unglückselige Konstellation war, ist weiter zu prüfen.

Fassen wir zusammen: Ein Widerstand auf der Ebene gewohnter Diplomatie zielte angesichts der Ausnahmesituation, in der man sich sowohl seit der Machtergreifung 1933 in Deutschland als auch seit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges in ganz Europa befand, leicht ins Leere. Eine Rettung der Juden musste unter diesen Umständen wesentlich von unten kommen, wenn ich recht sehe. Hier stellt sich theologisch die Frage nach der Ekklesiologie, dem Bild einer wesentlich hierarchisch strukturierten Kirche, die allzu leicht ihre Hoffnung auf die Leitung zu setzen gewohnt war. Daher ist es gut, Einzelfälle anzusehen. Die schwierige Frage nach der Vatikanischen Politik und der Judenrettung aber ist noch lange nicht erledigt.

Dirk Schindelbeck

„Nun siegt mal schön!“¹ Kleine Geschichte der Kommerzialisierung des Fußballs im Hinblick auf die WM 2006



Keine andere Sportart hat sich in den letzten fünfzig Jahren in so enger Wechselbeziehung mit dem Medium Fernsehen entwickelt wie der Fußball. Da er das für breite Bevölkerungskreise attraktivste Programmangebot darstellt, sind – vor allem durch die seit Mitte der achtziger Jahre sich rapide verändernde Medienlandschaft – Kommerzialisierungsprozesse möglich geworden, deren Dimensionen ebenso gigantisch wie beängstigend erscheinen: die Geldmaschine Profifußball ist ein echter Wirtschaftsfaktor geworden – vor allem während der Weltmeisterschaften. Spiegelbildlich zur Entwicklung auf der Seite der Akteure – vom Vertragsamateurler der fünfziger Jahre über den Vereinsangestellten der sechziger und siebziger Jahre bis zum selbständigen Profifußball-Privatunternehmer mit eigenem Manager, Berater und Vermarkter heute – erscheint die Entwicklung der Vermittlung, Präsentation und Vermarktung des „Produkts“ Fußball an die Konsumenten und „Endverbraucher“ durch die Medien ein ebenso unausweichlicher wie logischer Prozess zu sein. Längst ist die Bühne Fußball für die gesamte werbende Wirtschaft zum unverzichtbaren Instrument zur Vermittlung ihrer Botschaften geworden.

Die rheinische Frohnatur Rainer Calmund war begeistert: 40 Milliarden Menschen, so schwärmte er, würden die Spiele der Fußball-WM 2006 in Deutschland verfolgen (die astronomisch anmutende Zahl ist selbstverständlich akkumuliert; sie ergibt sich aus geschätzten zehn verfolgten WM-Begegnungen seitens jener vier Milliarden Menschen – von 6,5 der Weltbevölkerung – mit Fernsehzugang).² Was für Möglichkeiten, deutsche Ideen und Produkte in die Köpfe der versammelten Fernseh-Menschheit zu tragen! Eine sechswöchige Dauerwerbesendung von nie gekanntem Ausmaß! Die dazu noch den unschätzbaren Vorteil hat, dass sie niemand wegzapft – weil die Spannung die Leute vor den Bildschirmen fesselt.

Dies ist die eine Seite jener traumhaften Chancen, über die WM ein Milliardenpu-

¹ Nach dem berühmten Ausspruch von Theodor Heuss anlässlich des Gemeinschafts-Gelöbnisses erster Bundeswehreinheiten 1957

² Ausgesprochen auf dem 11. Forum Globale Fragen („Global Players“ – Fußball, Globalisierung und Außenpolitik) des Auswärtigen Amtes am 19.4.2005

blikum emotional zu bannen und zu Empfängern der „Marke Deutschland“ zu machen. Ihre andere Seite ist der im selben Maß ansteigende gigantische Erwartungsdruck. Diese WM muss rund und schön ablaufen, damit sie zur optimalen Projektionsfläche für die größte Selbstdarstellung ihres Ausrichters in der Geschichte werden kann. Es darf unter keinen Umständen zu unschönen Szenen oder gar Gewaltakten kommen (noch immer ist das Trauma des Attentats bei den Olympischen Spielen von München 1972 präsent). Auf dieses nationale Ziel sind längst alle eingeschworen. Schließlich versucht ja auch jeder, der es vermag, angefangen vom Goethe-Institut über die beiden Kirchen bis hin zu den Ausstellungsmachern „Marken made in Germany“, die kolossalste Bühne aller Zeiten zum eigenen großen Auftritt zu nutzen.

In der Tat war eine Fußballweltmeisterschaft noch nie so sehr im Visier von Trittbrettfahrern wie dieses Mal. Um die „schönste Nebensache der Welt“ geht es schon lange nicht mehr: Diese WM ist – aller vorgegebenen Heiterkeits- und Freundschaftsrhetorik zum Trotz – die ernsteste Angelegenheit des Jahres 2006. Was hängt für ihren Ausrichter auch nicht alles an ihr? Von der Erschließung neuer Märkte über die Sicherung von Arbeitsplätzen, Tourismuspulse bis hin zu einem mächtigen Imageschub für die Bundesregierung selbst. Franz Beckenbauer sei Dank: die bescheidene Reputation eines Joschka Fischer hätte niemals ausgereicht, jenen Nachdruck zu entfalten, der es einzig dem Kaiser möglich machte, das Mega-Event ins Land zu holen (Fußballkommentatorisch gefragt: Ist Beckenbauer der bessere Fischer?). Längst hat es der Franz auch allen deutlich gesagt: Eine solche Chance bekommen wir in den nächsten 50 Jahren nicht mehr.

Doch genau dies ist eben auch die Krux der Fußball-WMs im totalen Medien-Zeitalter. Denn das Kalkül des in das Riesen-Spektakel schon reichlich eingeflossenen Kapitals (siehe Stadionbauten oder Auto-Museen) kennt nur eine Logik: return on investment. Das Fußballspiel seinerseits aber bezieht – wie jedes andere Spiel – seinen Reiz ja gerade daraus, dass es nicht kalkulierbar ist. Also möchte die Logik des Geldes sich die Logik des Spiels allzu gern unterwerfen. Nach dessen Kalkül muss Deutschland 2006 der sportliche Sieger sein, damit sich die WM auch ökonomisch voll auszahlt. Jede Platzierung, die schlechter als das Erreichen des Halbfinals ausfällt, muss den Investoren, die auf ständige Wiederholung und Intensivierung ihrer Botschaften auf dem Bildschirm bis ins Endspiel hinein bauen, sauer aufstoßen (nur die letzten vier Mannschaften bestreiten sieben Begegnungen, sind also für mindestens 630 kostbare Werbe-Minuten auf dem Bildschirm). Insofern darf Jürgen



Fußball als noch meist bilderloses Medienereignis: Patienten einer Krankenstation lauschen der Übertragung des WM-Finales 1954

Kultur- und werbehistorisches
Archiv Freiburg kwaf

Klinsmann, um den Erwartungsdruck des Kapitals zu bedienen, gar nichts anderes verkünden als: „Wir wollen Weltmeister werden!“ Was aber ist, wenn die deutsche Mannschaft schon früh scheidet? Wird Daimler-Chrysler dem Bundestrainer per SMS dann Anweisung geben, die Windjacke ausziehen, damit der gute Stern in allen Stadien keinen Imageschaden und – infolgedessen – Absatzeinbruch davonträgt? Die Angst davor sitzt, trotz aller offiziellen Freundschafts-Rhetorik, tief.

Natürlich war das Kreuz des heutigen Kommerzialisierungsstandards nicht gottgegeben, auch wenn von jeher nationale Fußballmannschaften immer wieder dazu missbraucht worden sind, die Kraft und die Herrlichkeit des jeweiligen Landes auf dem grünen Rasen vorzuführen. In den letzten fünfzig Jahren haben sich die Auftritte der Nationalmannschaften radikal verändert, vor allem unter dem Einfluss des kommerziellen Vereinsfußballs, wie er sich nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem in West- und Südeuropa entwickelt hat. Längst sind Länderbegegnungen und Weltmeisterschaften keine Propagandaveranstaltungen mehr, sondern vor allem Imagespender, deren Transferleistungen für ganze Produktlandschaften unverzichtbar geworden sind. Das Funktionsprinzip ist offensichtlich. Nichts fasziniert und emotionalisiert die breiten Massen so sicher und nachhaltig wie der Fußball. Weil der Fußball – dank der Mediatisierung – heute selbst den letzten Winkel auf der Erde erreicht. Deswegen ist der Fußball das ideale Vehikel und wie kein anderes geeignet, andere Produkte im Huckepack-Verfahren an die potenziellen Käufer zu tragen. Fußball, Medien und Kommerz bilden heute auch bei Weltmeisterschaften ein untrennbares Beziehungsgeflecht, dessen historische Entwicklungslinien in Deutschland im Folgenden in groben Zügen dargestellt seien.



Die zwei von der Tankstelle: Otmar Walter nebst buchhalternder Gattin in Kaiserslautern (1954)

„Begeisterung für eine edle Sache...“

(DFB-Präsident Peco Bauwens 1954)

„Das deutsche Volk in seiner ganzen Breite hat etwas jetzt empfunden, was Begeisterung heißt für die edle Sache des Sports. Nicht nur die Jugend, auch die ältesten Semester standen auf dem Acker mit dem Dreschflegel und winkten, es war etwas so Hinreißendes, das wirklich zeigt, dass es eine Volksbewegung geworden ist, die etwas gesteuert werden muss von unserm Staat, und darauf hoffen wir.“³ Der Präsident des Deutschen Fußballbundes Peco Bauwens stand bei seiner Rede am 6. Juli 1954 im Münchner Rathaus noch ganz unter dem Eindruck der Zugfahrt der Nationalmannschaft zurück in die Heimat. Doch seine Vision einer national inspirierten „Volksbewegung“ als Gegenstück für die Höchstleistungen auf dem Fußballfeld sollte sich (gottlob!) nicht erfüllen. Dass es indessen eine Mannschaft der Vertrags-

³ Empfang der Mannschaft der Fußball-WM 1954 in München/Empfang im Rathaus. Rundfunkreportage des Bayerischen Rundfunks vom 6. Juli 1954

amateure gewesen war, die das „Wunder von Bern“ vollbracht hatte, rührt gleichwohl noch heute zu Tränen und wird inzwischen auch seitens der historischen Forschung zum Kernstück des Gründungsmythos der Bundesrepublik erklärt.⁴ Zum ersten Mal nach dem Krieg wagten die Westdeutschen den kollektiven Blick in den Spiegel und verschafften sich – zwischen Selbsterkenntnis und Selbstgefallen – mit dem makellosen Sieg ihrer Mannschaft den Beweis ihrer Vollwertigkeit im Kreis der Nationen.

Getreu dieser Selbsteinschätzung dokumentiert die seinerzeitige Darstellung der Helden in der Presse und den Bildmedien dies vitale Kommunikationsinteresse: die auf dem Fußballfeld gezeigten Tugenden und Wertvorstellungen stammten ja unmittelbar von den Arbeitsplätzen und aus den Betrieben: Jeder einzelne der Weltmeistern war einer ihrer mustergültigen Repräsentanten von Fleiß und Disziplin, von Anständigkeit und Bescheidenheit. So war Torwart und „Fußballgott“ Toni Turek im Zivilberuf auch nur ein kleiner Angestellter bei den Düsseldorfer Rheinbahnen, Hans Schäfer Herrenfriseur in Köln. Werner Kohlmeyer stand bei einer

Kultur- und werbegezeichnetes
Archiv Freiburg kwaf

*Familienvater und
„Präzisionsarbeiter“ auf
dem Platz und bei Pfaff:
Werner Kohlmeyer mit
Töchterchen.*



⁴ Vgl. Dirk Schindelbeck: Schöpfungsmythos und Goldenes Zeitalter. Unser Nachkriegsgeschichte als Heldenepos, in: FORUM Schulstiftung, Zeitschrift für die katholischen freien Schulen der Erzdiözese Freiburg, Heft 42, (Mai 2005), S. 53-74



Stadtarchiv Dingolfing

Das goldene G der Motorroller-Firma Glas: Hans Schaefer fährt auf dem Soziussitz durch Dingolfing (Juli 1954)

Kammgarnspinnerei in Lohn und Brot, Werner Liebrich bei der Post. Ottmar Walter fand als Betreiber einer Tankstelle sein Auskommen, ähnlich wie sein Bruder Fritz, Inhaber einer Dampfwäscherei.⁵ Insgesamt münzte sich die große Leistung für die Akteure keineswegs in handfesten materiellen Vorteilen aus, blieb für den einzelnen Fußballer oft bis weit in die siebziger Jahre hinein die Frage des „Danach“ ungelöst, waren Existenzen als Kneipenwirt oder Kioskbetreiber nach zuweilen glanzvollen Karrieren die Regel.

Doch solange der glorreiche Sieg der „Helden von Bern“ ausschließlich der Ausstaffierung deutschen Selbstbewusstseins diene, sahen am allerwenigsten die Funktionäre des DFB Veranlassung, am erfolgreichen Amateurstatus zu rütteln. Immerhin erreicht die Nationalauswahl selbst unter diesen Vorgaben bei der WM 1958 in Schweden noch einen beachtlichen vierten Platz. Erst 1962 in Chile, als man gegen Jugoslawien schon im Viertelfinale ausschied, war die Talfahrt des deutschen Fußballs nicht mehr zu übersehen, hatte sich der Mythos von den „elf Freunden“ überlebt.

⁵ Vgl. hierzu ausführlich: D. Schindelbeck: Sieger Marke Deutschland oder: „Wie wir Weltmeister wurden“: Heldenstück in drei Akten, in: Ders./Andreas Weber (Hg.): „Elf Freunde müsst ihr sein!“. Einwüfe und Anstöße zur deutschen Fußballgeschichte, Freiburg 1995, S.71-88.

In Wirklichkeit war man in der Bundesrepublik mit dem 1951 eingeführten Amateur-Vertragsspieler-Statut im europäischen Vergleich inzwischen isoliert. Rings herum, in den Niederlanden, England, Frankreich, Italien oder Spanien waren schon in den frühen Nachkriegsjahren nationale Profi-Ligen eingeführt worden – mit Bezügen für die einzelnen Spieler, die sich direkt an deren Marktwert orientierten. Zudem kämpften dort die besten Vereinsmannschaften des Landes Woche für Woche um Punkte und Meisterschaft, was sich sowohl auf die Qualität der Begegnungen als auch die Zuschauerzahlen förderlich auswirkte. Hierzulande bekamen die Stadionbesucher dagegen fast das ganze Jahr hindurch nur biederem Oberliga-Fußball zu sehen – mit immer wieder sehr ungleichen und wenig spannenden Paarungen. Erst in einer Endrunde wurde dann unter den in ihren Oberligen Süd, West, Nord usw. jeweils führenden Vereinen die deutsche Meisterschaft ausgespielt – ein System, das weder für die Aktiven noch für die Zuschauer sehr attraktiv war. Nur 400 DM erlaubte das Vertrags-Amateur-Statut den Ballkünstlern (die zudem einen „richtigen“ Beruf nachweisen mussten) als Nebeneinnahme. In der Praxis bedeutete dies, dass die Leistungsbereitschaft der Spieler stark schwankte und immer wieder der Anstachelung bedurfte – folglich steckten Funktionäre und Vereinsobere ihnen auch immer wieder heimlich Geld zu, und wenn es nur das obligatorische Fünfmarkstück in den Stiefeln war.

„Kraft in den Teller, Knorr auf den Tisch!“ (Lothar Emmerich und Siegfried Held 1966)

Anfangs der sechziger Jahre hatte sich die Schere zwischen dem, was für einen talentierten Fußballspieler hierzulande und im Ausland zu verdienen war, so weit aufgetan, dass Taschengeld und gute Worte nicht mehr ausreichten, die Leistungsträger zu halten: Bauplätze oder wenigstens zinslose Darlehen für Eigenheime neben beträchtlichen Geldzuwendungen „unter dem Tisch“ waren bei den reichen Vereinen längst übliche Praxis geworden. Inzwischen empfanden es die besten unter Deutschlands Fußballern wie Karl-Heinz Schnellinger, Sportler des Jahres 1962, oder Helmut Haller, auch nicht mehr als ehrenrührig, ihr Geld in Italien zu verdienen. Doch es musste wohl erst zu dem Debakel bei der WM 1962 in Chile kommen, ehe sich der DFB zur überfälligen Strukturreform im deutschen Vereinsfußball durchrang und die Einführung einer bundesweiten Eliteliga beschloss.

Gleichwohl gab es auch im Spielerlager Stimmen, die dem hergebrachten Ama-



Kultur- und werbegeschichtliches
Archiv Freiburg kwaf

*Die zwei Welten des Uwe Seeler 1961:
Der Superstürmer als Generalvertreter
für Sportartikel*

teurstatus nachtrauerten wie etwa Jürgen Werner vom Hamburger SV: „Und wenn es in den nächsten Jahren 300.000 DM wären, das ist mir die Sache nicht wert.“⁶ Werner stieß sich vor allem an den in Zukunft unterschiedlichen Gehältern innerhalb der Mannschaften. Damit werde „das Gleichheitsprinzip durchbrochen“, von nun an sei jeder nur noch des anderen „Nebenbuhler, nicht Kamerad“. Dennoch sollte es nach der Entscheidung zur Profiligena im Juli 1962 noch ein ganzes Jahr dauern, ehe am 24. August 1963 knapp 300.000 Zuschauer die ersten acht Begegnungen sehen und die sich nun jeden Samstag einstellende „Endspielstimmung“ genießen konnten.

Aus heutiger Sicht bedeuteten die nun geltenden neuen Statuten freilich nur den ersten – wenn auch entscheidenden – Schritt zum Profisystem. Von nun an waren die Spieler Angestellte ihrer Vereine mit festen Einkommen: „Die Gesamtbruttobezüge eines Spielers – zusammengesetzt aus Grundgehalt und Leistungsprämien – dürfen den Betrag von monatlich 1 200 Mark nicht übersteigen.“ Nur „besonders wertvollen Spielern“ wurde in Ausnahmefällen mehr gestattet. Trotz der Verdreifachung ihrer Bezüge vom einen auf den anderen Tag

war auch dieser Rahmen eher eng bemessen. Schon für einen durchschnittlich guten Spieler wie den Essener Horst Trimborn, der in seinem Zivilberuf als Buchhalter 1 000 DM und bislang zusätzlich 400 DM als Vertragsamateurler erhalten hatte,

⁶ Der Spiegel, Nr. 20, 1963, S. 193.

waren die jetzt maximal „erlaubten“ 1 200 DM eine deutliche Verschlechterung. Und so sorgte auch in der Folgezeit immer wieder das (noch zu wenige) Geld für Affären und Skandale – am offensichtlichsten im großen Bundesliga-Skandal der Saison 1970/71, als sich herausstellte, dass der Abstieg bestimmter Vereine gegen Zahlung von Schmiergeldern manipuliert worden war.

„Besonders wertvollen Spielern“ wie dem ebenso erfolgreichen wie populären Ausnahmestürmer des HSV und der deutschen Nationalmannschaft Uwe Seeler war auch mit dem neuen System nicht gedient. Um ihn zu halten, mussten Konstruktionen jenseits des Spielfelds geschaffen werden. So war „Uns Uwe“ der erste, der sein „eigentliches“ Geld schon 1961 außerhalb des grünen Rasens verdiente: als Generalvertreter im norddeutschen Raum in Diensten des Sportschuhherstellers Adidas. Wie kein anderer markiert er damit die Übergangssituation im bundesdeutschen Fußball. Erst die Generation nach ihm, die der Beckenbauers, Netzers und Overaths hatte über ihre Popularität die Chance, an die (ganz) großen Werbeeinnahmen zu kommen. Die ersten Werbeauftritte mit Fußballern gerieten aber noch hausbacken, wie die Fernsehspots mit Lothar Emmerich und Siegfried Held von Borussia Dortmund zeigten, die schon kurz nach dem Gewinn des Europapokals 1966 artig ihre Suppe („Kraft in den Teller – Knorr auf den Tisch!“) löffelten.

„Ich trinke J., weil...“

(Günter Mast, Präsident von Eintracht Braunschweig 1973)

Obwohl der Fußball schon zu Zeiten der „Sieger von Bern“ die denkbar attraktivste Massenunterhaltung überhaupt geboten hatte, sein Aufstieg überdies direkt mit der Verbreitung des neuen Mediums Fernsehen zusammenhing⁷, der Rundfunkstaatsvertrag, welcher die Trennung von kommerziellen und informellen Inhalten strikt vorschrieb, sorgte bis weit über das Ende der siebziger Jahre hinaus dafür, dass seine ökonomischen Entwicklungsmöglichkeiten an enge Grenzen stießen.

In der Folge spielten sich während des gesamten Jahrzehnts zum teil listig geführte Grabenkämpfe zwischen denen ab, die direkt oder indirekt vom Spielgeschehen der

⁷ So war schon während der Fußballweltmeisterschaft in der Schweiz 1954 der Verkauf von Fernsehgeräten um 200 Prozent gestiegen. Vgl. Thomas König: Fankultur. Eine soziologische Studie am Beispiel des Fußballfans, Münster 2002, S. 15ff.



*„Werbung am Mann“ 1973:
Ich, Paul Breitner, trage J., weil
ich doch immer schon der
Platzhirsch war...*

*Der Ball ist rund. Begleitheft zur Fußballs Ausstellung im
Gasometer Oberhausen 12. Mai bis 15. Oktober 2000, S. 51*

Vereine profitierten wie Trainer, Spieler, Vereine und deren Sponsoren und denjenigen, welche „das Produkt“ Fußball über die engen Stadiengrenzen hinaus in die Öffentlichkeit transportierten wie die Fernsehanstalten, die ihnen zuarbeitenden Journalisten oder der DFB selbst. Je stärker von ökonomischer Seite der Druck auf die Attraktion Fußball wurde, desto schwieriger gestaltete sich für die öffentlichen-rechtlichen Medien der Abwehrkampf – umso mehr, da sich nach dem Einbruch des Zuschauerinteresses infolge des Bundesligaskandals 1970/71 nicht nur der bundesdeutsche Fußball erstaunlich schnell erholte und an Attraktivität und Renommee gewann (Europameister 1972; Weltmeister 1974) und jetzt auch Vereinsmannschaften wie Mönchengladbach oder Bayern München beachtliche internationale Erfolge verbuchen konnten.

So wurden immer wieder Fußballübertragungen kurzfristig aus dem Programm genommen, oder die Kameraleute angewiesen, Werbefanden auszublenden, wenn ruchbar geworden war, dass der Sport aus ökonomischen Interessen instrumentalisiert worden war und zu werden drohte. Doch der Umgang mit kommerziellen Interessen Dritter war fortan als Thema nicht mehr zu umgehen. 1974 forderte der DSB in seinen „Leitlinien für die Werbung im Sport“ entsprechend konzertierte Aktionen: „Die Werbung stellt den Sport in zunehmendem Maße vor besondere Aufgaben und Probleme. Um sie zu lösen, ist ein gemeinschaftliches Vorgehen der

Turn- und Sportbewegung unabdingbar.“ So empfahl man „angemessene“ Werbung zum Vorteil der Sportvereine und -verbände, stationäre Bandenwerbungen wurde geduldet, nichtstationäre – etwa auf Sportkleidung oder -geräten – hingegen verworfen.

Doch schon hier mochte der größte Verband – der DFB – nicht mitziehen. Schließlich hatte der Braunschweiger Unternehmer Günter Mast bereits 1973 eine für die zukünftige Entwicklung des Fußballs folgenreiche Bresche geschlagen – aufgrund seiner Doppelfunktion als Inhaber einer Likörfabrik und zugleich Präsident von Eintracht Braunschweig. Nur so war es ihm möglich gewesen, seine Spieler mit dem Logo des von ihm hergestellten Kräuterlikörs, einem Hirschgeweih, auflaufen zu lassen. Auch wenn sich der DFB zunächst noch als Bremser hervortat und nur 14 cm Werbefläche (im Durchmesser) „am Mann“ zugestand, bedeutete dies doch einen Meilenstein auf dem Weg zum

Testimonial in der Auslaufphase: „Uns Uwe“ und die süße Verführung 1974

SPRENGEL
Ein Stück Schlaraffenland

22222
T-Shirts
zu gewinnen!

Hallo, Fußballfreunde!
Machen Sie doch mit, beim neuen Sprengel-Spiel. Gewinnen Sie eines der exklusiven T-Shirts! Ich drück' Ihnen die Daumen. Und so wird's gemacht:
Sprengel-Tafel genau ansehen. Kreuzchen an der richtigen Stelle machen, und – ab geht die Post. Und wer noch kein Sammelalbum hat – gleich bestellen! Lieferbar bis: 30. 6. 1974.
Ih.

G. Mast

Ich mach' mit.
Die Preisfrage lautet: Woran erkennen Sie Sprengel-Schokolade?

Am linken Am Mittelreihen Am der
Drittel Mittelreihen Hälfte
Sprengel-Fuß? Sprengel-Fuß? Sprengel-Fuß?

Die T-Shirts gib't es in vier Größen.
Bitte kreuzen Sie Ihre an

Einwandschluß: 31. 12. 1974 (Poststempel).
Gewinn auf eine Postkarte fälsch-
ausreichend freibleiben und schicken an:
B. Sprengel & Co., 3 Hannover 1, Postfach 9449
Der Rechenweg ist ausgeschlossen. Weitere
Teilnahmechancen gibt's beim Kaufwaren
oder direkt bei B. Sprengel & Co., 3 Hannover 1.

Jetzt mit 74er WM-Fußball-Bild. In jeder Tafel Sprengel-Schokolade

Kultur- und werbegeschicht-
liches Archiv Freiburg kwaf

entfesselten Fußballmarkt heutiger Prägung: vom Vertragsamateurler über den Angestellten zum selbständigen Unternehmer mit eigenem Manager oder gar mit ins Trainingscamp der Nationalmannschaft mitreisenden „Berater“. Die endgültige Freigabe der Spielergehälter 1974 war die logische Folge solcher Entwicklungen, ebenso wie auf der anderen Seite innerhalb von nur fünf Jahren die Trikotwerbung zum allgemeinen Standard wurde. Der letzte werbefreie deutsche Meister war der 1. FC Köln 1979/80.

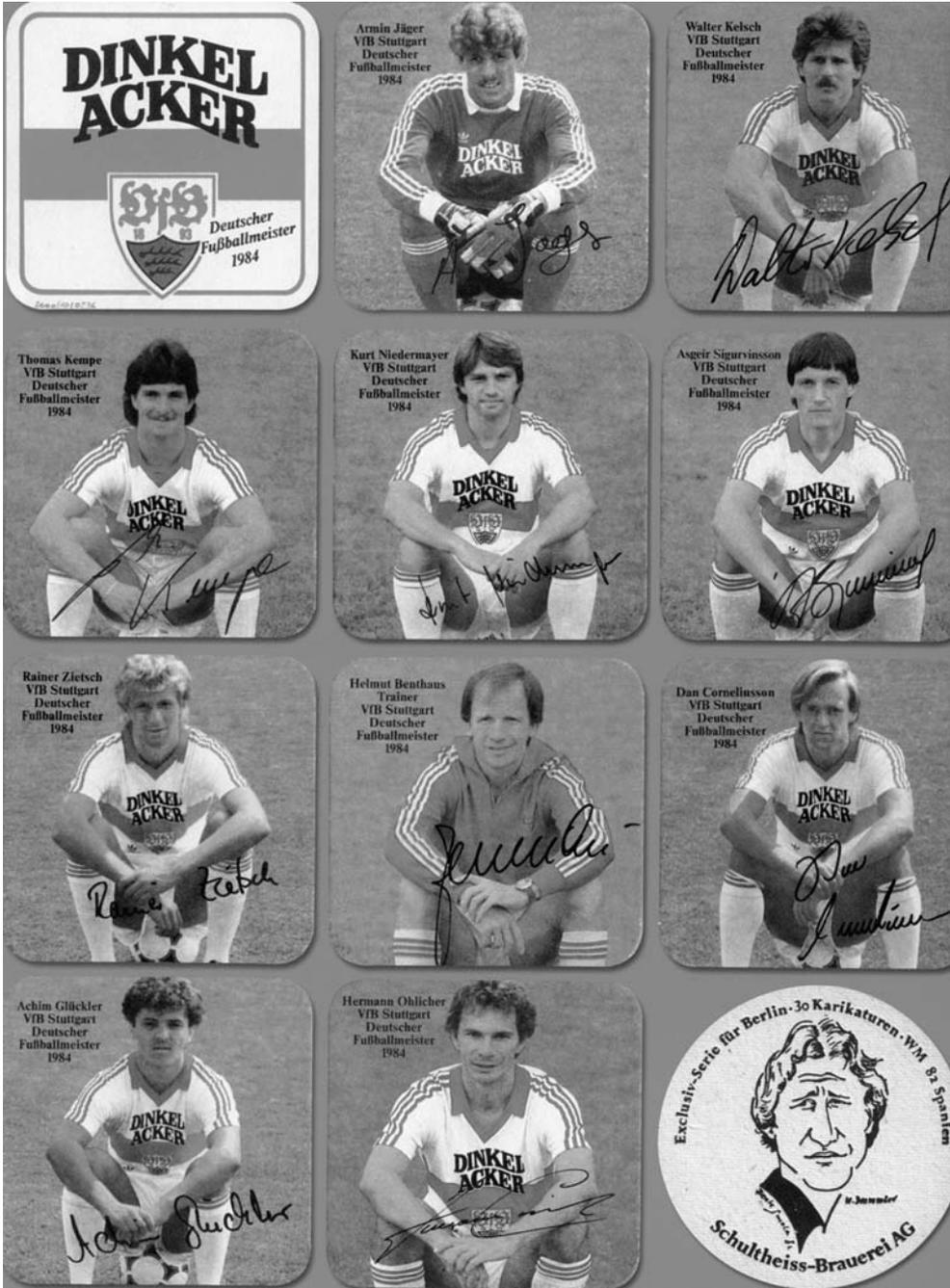
„...der prachtovolle Toni Schumacher: eine Figur, die nach Entertainment schreit.“

(Manager Beierlein 1988)

Doch erst mit der Einrichtung des dualen Fernsehsystems 1983 zeichnete sich ab, dass ausschließlich das große Geld zur eigentlichen Triebfeder all dessen, was auf dem grünen Rasen als inzwischen tägliches Medienspektakel geschieht, werden sollte. Das Vermittlungsmonopol des öffentlich-rechtlichen Systems war aufgehoben, Sender wie RTL und SAT 1, selbst über Werbung finanziert, nahmen sich des Fußballs an. Nicht gegenläufige, sondern parallele, aus seinem „Warencharakter“ abgeleitete Interessen bestimmten fortan die Präsentation der Inhalte. „Wie ein Damoklesschwert hängen finanzielle Einbußen über unseren Köpfen,“ bekannte Toni Schumacher in seinem Buch „Anpiff“ 1987: „Rummenigges größter Geldgeber nach Adidas ist Fuji. Klar wie Quellwasser ist, dass Karl-Heinz ein goldenes Angebot von mindestens 1 Million DM bekommen hat. Schließlich war er Nationalspieler und potentieller Teilnehmer an den Weltmeisterschaften 1982 und 1986. Er fühlte sich beruflich und moralisch verpflichtet, jedes Risiko einzugehen, nur um spielen zu können. Ähnlich hatte ich in Rom bei der EM 1980 gehandelt und mit gebrochenem Finger gespielt. Was wäre passiert, hätte ich einen oder zwei Bälle verpasst! Eine ungeheure Belastung!“ Längst war die Nationalmannschaft aus der Sicht eines Bundesligaprofis nichts anderes als der Multiplikator seiner Popularität – und damit seines Marktwerts: „Nur ein Mitglied der Nationalmannschaft kommt an Werbeverträge von jährlich 100.000 DM und mehr. Als ich meine erste Adidas-Abrechnung erhielt, war ich sehr angenehm überrascht.“⁸

Mit dem Einzug solcher Summen war zwangsläufig auch die internationale Härte

⁸ Toni Schumacher: Anpiff. Enthüllungen über den deutschen Fußball, München 1987, S. 202



„Da weiß man, was man hat!“ Prominente in der Werbung, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland

Sammelnd die Mannschaft komplettieren: Spieler des Deutschen Meisters 1984 VfB Stuttgart als Bierdeckel-Kollektion

(die „Blutgrätsche“) in die bundesdeutschen Stadien eingekehrt, stieg das Verletzungsrisiko für die Spieler stark an, ebenso wie die Zahl echter Frühinvaliden, und beendete dieses „Ausleseprinzip“ zunehmend die Karrieren der oft sensiblen „Supertechniker“ wie etwa des genialen Heinz Flohe abrupt. Auf der anderen Seite profitierten aber nun auch zweitrangige Spieler wie der Ersatztorwart des SV Werder Bremen, Jürgen Rollmann, von der immer stärker Fahrt aufnehmenden Geldmaschine Profifußball. So lag Rollmanns Einkommen bereits Ende der achtziger Jahre weit über dem bundesdeutschen Durchschnittsverdienst. Zum monatlichen Grundgehalt von 10.000 DM kamen allein für das Tragen einer bestimmten Handschuhmarke weitere 10.000 DM, neben 75 Prozent der eingespielten Prämien der Stammmannschaft für Punktspiele, hinzu kamen Prämien für Pokalsiege (25.000 DM pro Spiel und Spieler), Honorare für Fernsehauftritte (über 10 Sekunden in der entsprechenden Kleidung), Tantiemen für Sammelbilder und anderes mehr. Und so kaufte sich selbst ein Ersatztorwart wie Rollmann nach dem Anschluss seines ersten Vertrags gleich vier Dachgeschosswohnungen als Anlageobjekte: „Damit hatte ich Ende 1991 mehr Eigentumswohnungen als Bundesliga-Einsätze.“⁹

„Ja, is denn heut schon Weihnachten?“ (Franz B. 2002)

„Die Wende kam mit der Wende. In schamloser Offenheit demonstrierten die Beutzüge der Profiteure der deutschen Wiedervereinigung als der zweiten Raffkegeneration nach den Gewinnern der bundesdeutschen Währungsreform von 1948 ihr Credo, dass Eigennutz besser nährt als Gemeinnutz,“¹⁰ konstatiert Willi H. Knecht in seinem Buch „Mammon statt Mythos. Der deutsche Sport 2000“. Immer schneller drehte sich mit Beginn der neunziger Jahre das Geldkarussell, immer mehr Berater, Agenturen, Ausrüster, Merchandiser, Spielervermittler („Hallo Vereine, ich habe den Schneider von Rostock, wenn ihr ihn wollt, bitteschön, wir können sprechen, aber 600 Mille müsst Ihr schon einmal für mich einplanen...“¹¹) traten auf den Plan und machten blendende Geschäfte.

Bald sollte sich die Einrichtung der kommerziellen Kabel- und Satelliten-Sender richtig auszahlen, allen voran jedoch das vom Sport-Direktor von SAT 1, Reinhold Beck-

⁹ Jürgen Rollmann: Fußballprofi. Ein Leben zwischen Sein und Schein, Berlin 1997, S. 46.

¹⁰ Willi Ph. Knecht (Hg.): Mammon statt Mythos. Der deutsche Sport 2000, S. 11

¹¹ Rollmann (1997), S. 128.

Die „Lichtgestalt“
aller Werbeverträge:
Der Kaiser als
Handy-User 1999

„Da weiß man, was man hat!“ Prominente in der Werbung, Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland

**Ja, is' denn heut'
schon Weihnachten?**

Neu ab 1.12.99
Free & Easy mit SMS-Versand

Die Geschenkidee:
Das Free & Easy Christmas Set

- Spitzen Handy Nokia 5130
- Free & Easy Weekend Card inkl. DM 25,- Startguthaben

Cellway.

e-plus
So nah, als wär man da

*Startguthaben 1 Jahr lang abtelefoniert

mann, erfundene ran-Format einer TV-gerechten Fußball-Show. Es kam der Optimierung einer Geldmaschine gleich, zum Vorteil aller daran Beteiligten: „Attraktiver Sport braucht Sponsoren, die Sponsoren brauchen das Fernsehen, um ihre Werbebotschaften zu verbreiten, das Fernsehen wiederum braucht den Sport als Unterhaltungsprogramm.“¹² In Zahlen ausgedrückt: Von 1989/90 bis 2000/01 stieg der durchschnittliche Umsatz der Bundesligavereine von 20 Millionen um das etwa 4,5fache auf 95 Millionen DM an. Die Gesamteinnahmen an Eintrittsgeldern ver-

¹² R. Daike: Wieviel wert ist der Sport?, in: J. Hüther: Medien und Sport: Geschäft auf Gegenseitigkeit, in: Medien & Erziehung, 36. Jg., 1992, H. 2, S. 68.

mehrten sich im selben Zeitraum verhältnismäßig moderat um das nur 2,5fache von 95 auf 240 Millionen DM – hingegen explodierten die Gelder aus der Vergabe der TV-Übertragungsrechte um das 17fache (!) von gerade 40 Millionen 1989/90 auf 700 Millionen DM in der Saison 2000/01. Für kleinere Vereine wie z.B. den SC Freiburg bedeutete dies, dass ihm mehr als 60 Prozent seiner Einnahmen allein aus dieser Quelle zuflossen. Zusätzliche Gelder kamen aus dem Trikotsponsoring, die sich im Vergleichszeitraum verachtfachten – von etwa 18 auf 150 Millionen DM; dementsprechend stiegen die Spitzengehälter der Spieler in nur fünf Jahren von fünf (Stefan Effenberg: 1995) auf neun Millionen DM an.¹³

An Beispielen sei auf andere Weise illustriert, welche Profite der durch die Medien ausgeweitete Markt plötzlich möglich machte:

- Agenturen wie ISPR, SportA oder Ufa Sports begannen die Vereine bei der Vermarktung ihres „Produkts“ zu beraten und vertraten sie gegenüber Dritten. „Kurz bevor Ufa Sports 1994 die Gesamtvermarktung von den Hertha BSC übernahm, wollte der Club einen Ausrüsterkontrakt mit der Firma Nike über drei Millionen Mark abschließen. Ufa Sports hatte die Verhandlungen für die Berliner anschließend übernommen und erzielte sechs Millionen Mark als Vertragssumme, obwohl der Verein damals noch in der Zweiten Bundesliga spielte. Innerhalb von fünf Jahren erweiterte die Vermarktungsagentur zusätzlich das Merchandising-Angebot von 30 auf 350 Produkte.“¹⁴
- „Nach dem Gewinn der Europameisterschaft 1996 durch das ‚Golden Goal‘ durch Oliver Bierhoff wurde mit ihm erstmals konsequent ein Einzelspieler vermarktet: ‚Ich habe die Marktlücke sofort erkannt: Oliver ist ein Produkt, das wir vermarkten können wie ran oder den Compaq Grand Slam.‘ (ISPR-Manager Peter Olsson). Umgehend erstellte die Firma eine 100.000 DM teure Marktanalyse mit dem umwerfenden Befund: ‚Oliver ist jung, dynamisch, glaubwürdig und verantwortungsbereit‘. Mit diesem Imageprofil trat der Vermarkter an potenzielle Werbepartner heran – mit großem Erfolg (‚Ich hab einen neuen Trainer für mein Haar‘).“¹⁵

¹³ Zahlen nach Alexander Ziebs: Ist Erfolg käuflich? Analysen und Überlegungen zur sozioökonomischen Realität des Berufsfußballs, München 2002.

¹⁴ Tim Holzapfel: Sportrechte-Vermarkter im Fußball. Geldgeber oder Einflussnehmer?, Hamburg 2002, S. 76.

¹⁵ Thomas Kistner/Jens Weinreich: Das Milliardenenspiel. Fußball, Geld und Medien, Frankfurt/M. 1998, S. 264.

- „Die Umgehung der Auswirkungen des Bosman-Urteils (Ablösefreiheit und Freizügigkeit der Profifußballer) 1995 führte zu abstrusen Konsequenzen. So verlängerte der Nigerianer Jonathan Akpoborie seinen Vertrag mit dem abstiegsbedrohten FC Hansa Rostock im März 1997 um drei Jahre, ließ sich aber gleichzeitig eine Ausstiegsklausel für sieben Millionen Mark festschreiben. Das Ziel war klar: Akpoborie, von Stuttgart, Köln, Paris und vielen anderen umworben, würde bei einem Wechsel rund die Hälfte der Summe für sich und seinen Berater behalten dürfen, und Rostock hätte immer noch dreieinhalb Millionen statt nichts.“¹⁶

Mit der Umwandlung in Kapitalgesellschaften von ehemals eingetragenen Vereinen ab 1998 erfolgte der bislang letzte Schritt in Richtung totaler Kommerzialisierung des Fußballsports. „Es ist ein beinhartes Geschäft mit viel Leidenschaft. Aber ich würde es nicht gleich den Heiligen Krieg nennen“, bekannte Nike-Chef Phil Knight: „Ich würde gern glauben, dass adidas den Krieg verloren hat. In Wahrheit haben sie nur ein paar Schlachten verloren. Jedes halbe Jahr gibt es eine neue Schlacht.“¹⁷ Der totale Krieg, zwischen Wettbewerbern in der Ausrüstungsbranche seit Jahrzehnten der Normalzustand, sollte bald auch zwischen Staaten den Umgangston bestimmen, wenn es um eine so imageträchtige wie lukrative Sache wie die Durchführung einer Fußball-WM ging. „Bereits die Bewerbung“, so FIFA-Präsident Joseph Blatter, „wird gleichsam wie ein wirtschaftlicher Feldzug geführt, der die Vorzüge der einheimischen Fähigkeiten, Erzeugnisse und Dienstleistungen herausstreichen soll. Welche Bedeutung die Kandidaten ihrem Auftritt beimessen, zeigte sich erstmals in aller Deutlichkeit anhand der unerbittlichen Zweikampfs zwischen Japan und Südkorea für die Vergabe der Weltmeisterschaft 2002; ein Duell, das in Anbetracht der kulturellen und historischen Voraussetzungen einzig mit der ‚salomonischen‘ Teilung der Veranstaltung geschlichtet werden konnte.“¹⁸

¹⁶ Rainer Kalb: Fallstudie Fußball. Bosman, TV-Gelder und Vereinsegoismen, in: Willi Ph. Knecht (Hg.) 1997, S. 80.

¹⁷ Thomas Kistner/Jens Weinreich (1998), S. 247

¹⁸ Joseph Blatter: Die wirtschaftliche Bedeutung des Fußballs, in: Franz Jaeger/Winfried Stier (Hg.): Sport und Kommerz. Neuere ökonomische Entwicklungen im Sport, insbesondere im Fußball, Chur 200, S. 104.

Fußball, Medien und Kommerz – Zukunftsperspektiven einer gigantischen Geldmaschine

Nach der ebenso atemberaubenden wie überhitzten Entwicklung der Geldmaschine Profifußball in den neunziger Jahren scheint heute eher Nachdenklichkeit angezeigt – nach dem Zusammenbruch der Kirch-Gruppe, dem Börsenfiasko von Borussia Dortmund und der Rückkehr der Fußball-Grundversorgung zu den öffentlich-rechtlichen Sendeformaten. Gleichwohl sind und bleiben Fußball, (TV-) Medien und das große Geld nach wie vor aufeinander angewiesen, schon weil sie – in einer geradezu symbiotischen Wechselbeziehung stehend – voneinander profitieren.

Vor diesem Hintergrund scheinen einige der Aktiven noch nicht begriffen zu haben, dass nicht sie, welche die Leistung auf dem Platz bringen, das „Produkt“ Fußball „machen“, sondern immer auch diejenigen, die ihre Leistung kommentieren und einordnen. Die Musterfälle Johannes B. Kerner und Reinhold Beckmann sollten Lehre genug sein. Seinerzeit bloße Zuarbeiter der Fußball-Shows der 90er-Jahre, sind sie über lange Zeiträume auf dem Bildschirm präsent geblieben und inzwischen zu Mediengrößen mit eigenen Talkshows aufgestiegen, wohingegen viele der einst von ihnen interviewten Rasen-Helden heute der Vergessenheit anheim gefallen sind. Ein Spieler, der sich ihnen gegenüber durch unpassende oder gar pampige Äußerungen geoutet hat, wird in Zukunft wenig Chancen haben, nach seiner Karriere als Aktiver zum gefragten „Studio-Experten“ aufzusteigen. Für einen solchen Profi bedeutet der Tag seines Abschieds vom Fußball zwangsläufig auch das Ende seiner Medienkarriere.

Insofern gilt, was Toni Schumacher 1987 schrieb – man müsse als Profi in seiner aktiven Zeit soviel Geld auf der „hohe Kante“ haben müsse, um für den Rest seiner irdischen Tage ausgesorgt zu haben – nur noch eingeschränkt. Längst ist eine andere Strategie für die reiferen Jahre eines Ex-Fußball-Profis angesagt, wofür einmal mehr die Lichtgestalt des deutschen Fußball als Beleg herhalten mag: Medienpräsenz. Was die geniale Nummer 5 in ihrer aktiven Zeit an Geldern einstrich, erscheint – angesichts der derzeitigen Werbeverträge Beckerbauers – geradezu lächerlich.

Was bedeuten all diese Phänomene für die Zukunft der Institution WM? Die gigantische Geld- und Werbemaschine Fußball schreibt eigne Gesetze. Sie haben zum Teil ausschließenden Charakter: Denn wo der Aufstieg einer Sportart so eng mit kom-



WM Buss-Kollektion deutscher WM-Siege: Werbeartikel aus dem Getränkemarkt anlässlich der WM 2006

merziellen Interessen und der Mediatisierung des Alltags der Menschen verbunden ist, bleiben zwangsläufig diejenigen in der zweiten Reihe, die nicht entsprechende Ressourcen und Verbindungen anzubieten haben. Es sind Länder wie Uruguay oder Chile, selbst einst stolze Ausrichter solcher Veranstaltungen (1950 und 1962), die heute nicht mal den Hauch einer Chance haben, jemals noch Gastgeber einer WM zu werden. Dazu liegen die ökonomischen und logistischen Messlatten inzwischen viel zu hoch, sind diese Monster-Veranstaltungen als Wirtschaftsfaktoren viel zu attraktiv und wichtig geworden, als dass Staaten mit kaum entwickelten Industrien und Infrastrukturen hier noch mitmischen könnten. Schließlich möchten die beteiligten Global Players opulente Rahmenbedingungen mit entsprechenden Umfeldern vorfinden (z.B. Allianz-Arena), die es ihnen ermöglichen, die beste Werbebühne der Welt richtig und effizient zu nutzen, um die in Milliarden Menschen erweckte Fußball-Begeisterung auch in milliardenschwere Gewinne umzumünzen.

Kultur- und werbege-
schichtliches Archiv Freiburg kwaf

Hans-Georg Ulrichs

Der Ball als Kosmopolit* Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Kirche und Schule – ein evangelisches Zuspiel

*„Fußball ist eine der wichtigsten Aktivitäten,
die Menschen zusammenzubringen.“
(Nelson Mandela)*



1. Vom schwierigen Umgang der Kirche mit dem Sport

Dass sich die Kirche mit dem Fußball und der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 beschäftigt, trifft gerade bei den die Öffentlichkeit bestimmenden Medien auf Verwunderung. Wie können diese „Antipoden“ zusammen kommen? Offenbar steht der Fußball immer noch für das schlechthin Weltliche, Erdnahe, Schlichte, während der institutionalisierten Religion wegen ihrer „heiligen Aura“ nicht nur keine Orientierungskraft in derart weltlichen Dingen zugetraut wird, sondern beide als getrennte Lebensbereiche angesehen werden. In der Tat tat sich der Protestantismus nicht eben leicht, wenn es um den Wert innerweltlicher Phänomene ging – zumal beim Sport, der kirchlicherseits lange auch als Konkurrent beargwöhnt wurde. Nach den über Jahrzehnte wachsenden Annäherungen und Kooperationen zwischen evangelischer Kirche und Sport¹, die sich – in gemeinsam analysierter gesellschaftlicher Situation – um ethische Orientierungen mühten², hat vor allem das Impulspapier „Gestaltung und Kritik“ von 1999³ das Verhältnis dieser beiden großen Bürgerbewegungen aus evangelischer Perspektive neu fundiert. Grundsätzlich bedeutet nämlich die Erörterung des Sports im Bereich der Kultur, dass die Kirche ihn als einen autonomen Bereich des menschlichen Lebens und seiner zu verantwortenden Gestaltung respektiert. Auch Fußball kann als ein bedeutendes Phänomen also durchaus um seiner selbst willen und als selbstständiges Thema in

* Überarbeitete Fassung des gleichnamigen Beitrags in entwurf 1/2006.

¹ Vgl. Torsten Sternberg, Sport mit Leib und Seele. Bestandsaufnahme und Perspektiven evangelischer Sportarbeit (Erfahrung und Sport 3), Stuttgart 1993. Den erreichten Stand nach einem halben Jahrhundert Partnerschaft bietet der Sammelband Ommo Grupe/Wolfgang Huber (Hgg.), Zwischen Kirchenturm und Arena. Evangelische Kirche und Sport, Stuttgart 2000.

² Vgl. die Denkschriften Sport, Mensch und Gesellschaft. Eine sozioethische Studie der Kammer für soziale Ordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, 1972; Sport und christliches Ethos. Gemeinsame Erklärung der Kirchen zum Sport, 1990.

³ Gestaltung und Kritik. Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert, Hannover/Frankfurt a.M. 1999.

kirchlichen Kontexten aufgegriffen werden. Wie andere kulturelle Bereiche in europäischen Kontexten ist der Sport und sein implizites Menschenbild ohne die christliche Tradition auch historisch nicht vollständig zu beschreiben („Gestaltung“). Aus dieser Beobachtung und dem Bewusstsein für die öffentliche Verantwortung stellt sich den Kirchen die Aufgabe, auch den Sport zu begleiten („Kritik“).

Seit vier Jahrzehnten fungieren die Landesarbeitskreise Kirche und Sport als institutionalisiertes Scharnier zwischen den beiden Partnern. Während die katholische Kirche mit dem konfessionellen Sportverband DJK immer schon im Sport heimisch ist, spielt der evangelische Verband des CVJM-Eichenkreuz quantitativ keine derart bedeutende Rolle. Die EKD hat seit Jahrzehnten einen Sportbeauftragten; über längere Zeit war dies der „Sport-Pfarrer“ im EKD-Kirchenamt. Bei großen Sportereignissen wie den Fußball-Weltmeisterschaften 1970, 1974 und 1978, seit längerem bei den Olympischen Sommer- und Winterspielen sowie bei den Paralympics werden die Mannschaften auch von einem/r EKD-Seelsorger/in begleitet.⁴

Insgesamt führte der Weg der Annäherung weg von der Kritik (etwa in den 50er Jahren: Toto-Lotto; emotionalisierte, aber sportlich-passive Zuschauer; Sonntagschutz) über gemeinsame Bemühungen um Ethik und gesellschaftliche Orientierung hin zu theologischen Beobachtungen religionsphänomenologischer Art (s.u. 3.2.), von dieser impliziten theologischen Hegemonie dann zur Anerkennung des eigenständig Kulturellen des Sportes als eines interessanten gesamtgesellschaftlichen Phänomens mit Eigenwert.⁵ Der Sport ist selbstreferentiell Sport⁶, ist ein gesellschaftlicher Faktor von enormer Bedeutung (etwa der DFB mit seinen über 6 Millionen Mitgliedern), ist ein wesentlicher Bestandteil unserer Geschichte (etwa das „Wunder von Bern“ 1954), eine Größe in Wirtschaft, Politik und Kunst (vgl. unter Lit. die Ausstellungskataloge).

⁴ Vgl. Klaus-Peter Weinhold, Oasen am Wegesrand. Kirchliche Dienste und seelsorgerliche Begleitung bei Olympischen Spielen, in: Wilhelm Schwendemann (Hg.), Kirchliche Jugendarbeit und Sport (Sport und Soziale Arbeit 2), Münster 2005, S. 23-34.

⁵ Vgl. neben Torsten Sternberg (wie Anm. 1) auch Hans-Georg Ulrichs, „Ein starkes Stück Leben“. Theologische Wegmarken zum Verhältnis von Protestantismus und Sport, in: „Ein starkes Stück Leben.“ Ideen und Entwürfe für die kirchliche Arbeit anlässlich der FIFA Fußball-Weltmeisterschaft 2006™, herausgegeben vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2005, S. 64-71. Die katholische Kirche bietet Ideen, Entwürfe und Materialien unter www.kirche-am-ball.de an.

⁶ Vgl. etwa Hans Ulrich Gumbrecht, Lob des Sports, Frankfurt a. M. 2005.



Hans Georg Ulrichs

Karikatur auf die Fußball-Manie

2. Die WM 2006 als kirchliches Handlungsfeld

Während der Protestantismus in vergangenen Zeiten selbst ein derart epochales Erlebnis wie das „Wunder von Bern“ kaum wahrnahm⁷, hat die EKD ein halbes Jahrhundert später anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft im eigenen Land zum ersten Mal einen WM-Beauftragten ernannt, der sich hauptamtlich um die Organisation und Koordination der kirchlichen WM-Aktivitäten kümmert und als Ansprechpartner für Sportorganisationen, für gesellschaftliche Gruppen, die sich der WM widmen, und für Medien fungiert. Öffentliche Partnerschaften können nur verlässliche, organisatorisch durchsichtige Gemeinschaften eingehen. Der Charakter der Kirche als einer Institution ist in den vielfältigen Kooperationen hinsichtlich der WM 2006 und auch bei der öffentlichen Wahrnehmung – nicht zuletzt durch die Medien – merkbar hilfreich.

⁷ Hans-Georg Ulrichs, Herrenlose Erdgeister. Wie die evangelischen Kirchen 1954 (nicht) auf das „Wunder von Bern“ reagierten, in: zeitscheine. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft 5 (2004), Heft 2 (Februar 2004), S. 20-22.

Lieder zur WM 2006

1

Lied zur Begrüßung

♩ = 78 Peter Schütze Dietrich Lohff

Zum Spiel der Völ - ker seid be - grüßt! Hier, wo zum Sieg des Bal -
Ge - tre - ten viel und stets mit Schwung: der Ball ist wie die Er -
les die Welt zu Gast bei Freun - den ist, naht sich in Scha - ren, al - les. Aus
de. Durch un - sern An - stoß bleibt sie jung, so alt sie sei und wer - de. Und
Stü - den, O - sten, Nord und West sind Men - schen zu ver - mel - den:
An - stoß braucht das Wel - ten - spiel, des Schöp - fers er - sten Tritt(Schritt)
Will - kom - men al - le hier zum Fest der Le - der - ku - gel - hel - den.
Dann rollt der Ball und rollt zum Ziel. Wir al - le spie - len da - bei mit

Ein starkes Stück Leben. Ideen und Entwürfe für die kirchliche Arbeit anlässlich der FIFA Fußball-Weltmeisterschaft 2006

Eines der Fußball-Lieder zur WM von Dietrich Lohff und Peter Schütze. Notensätze unter www.dietrichlohff.de

Die Themen „Fußball“ und „WM“ sind sehr facettenreich, so dass zahlreiche Aspekte und Herangehensweisen möglich sind (s.u. 3.2.). So kann der Fußball in andere Bereiche wie Bildung und Kultur hineinwirken. Umgekehrt versuchen Lobby-Gruppen, ihr Thema am Fußball zu exemplifizieren und durch die durch die WM entstehende Öffentlichkeit zu protegieren. Das ist natürlich grundsätzlich legitim und bei vielen objektiv guten und subjektiv gut gemeinten Kampagnen auch begrüßenswert. Gelegentlich droht allerdings eine gewisse Vereinseitigung und die Gefahr der Verzweckung des Fußballs für andere Ziele. Die volkscirchliche Formatierung des main-stream-Protestantismus ermöglicht dagegen eine den komplexen Erscheinungsformen des Fußballs entsprechende multiperspektivische Rezeption unter spezifisch kirchlichen Fragestellungen. Die EKD schätzt in Übereinstimmung mit der Deutschen Bischofskonferenz die WM nicht als eine herausragende missionarische Chance ein. Deshalb sind die Aktivitäten der beiden großen und miteinander kooperierenden Kirchen Teil ihrer volkscirchlichen Arbeit. Die kirchlichen WM-Aktivitäten sollen nicht etwaige Aktionen anderer öffentlicher Partner duplizieren oder kopieren, sondern bemühen sich um die spezifischen kirchlichen Anliegen: Gestaltung der gemeindlichen Arbeit, Verkündigung, öffentliche Verantwortung.

Es scheinen zwei Gegebenheiten für die kirchliche Arbeit anlässlich der WM sehr glücklich zu sein. Zum einen ist dies die zeitliche Nähe zu Pfingsten, geradezu als Auftakt zur WM. Das Pfingsthema passt zum anderen hervorragend zum WM-Slogan „Die Welt zu Gast bei Freunden“ und zum Anlass, dass die Völker zum Spielen zusammenkommen.⁸ Wolfgang Huber sieht Sport durch die beiden Merkmale „agonal“ und „konvival“ geprägt. Diese könnte man parallelisieren mit dem heilsgeschichtlichen Zusammenhang vom „Turmbau zu Babel“ (agonal) und Pfingsten (konvival), wo die Völker schon in Jerusalem zu Gast sind. Alles und alle Völker waren von Anfang an eins in Gott und bleiben dies, auch wenn dies derzeit noch gegen die scheinbare Realität geglaubt werden muss. Im Spiel gegeneinander, das aber tatsächlich alle zusammenführt, leuchtet diese Bestimmung zum gemeinschaftlichen Leben in Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit auf.

Das gilt für den Fußball im großen wie im kleinen Maßstab: neben der globalen Bedeutung⁹ ist die basale Wertevermittlung durch den aktiv betriebenen Sport zu sehen, was auch – auf andere Art – für Zuschauer und Medien gilt. Fairness, Respekt, Partnerschaft, Gemeinschaft, Leistungsbereitschaft, Körperlichkeit und Emotionalität sind dem Sport inhärente, lebensdienliche Werte.

3. Die WM als Thema des RU

In den Bildungsplänen der Schulen für Baden-Württemberg wird unter den Aufgaben und Zielen des RU auch „Wahrnehmen und Begleiten“ subsumiert. Zweifellos wird die kommende WM Thema bei den Schüler/inne/n sein, weil es sich um das wahrscheinlich beherrschende öffentliche Thema des Frühjahrs und Sommers 2006 handelt. Es wird spätestens ab Ostern kein Tag vergehen, an dem die Medien und die Werbeindustrie nicht die WM aufgreifen. Wie kann der RU dieses Thema und die Rezeption durch die Schüler/innen wahrnehmen und sie in diesen Wochen begleiten? Wie kann das Thema WM, wie können die Themen rund um den globalen Fußball auch im RU Platz finden?

⁸ Vgl. auch Hans-Georg Ulrichs, Gottes Gäste feiern die eine Welt. Pfingstgedanken vor der Fußball-Weltmeisterschaft 2006, in: Pastoralblätter. Predigt, Gottesdienst, Seelsorge – die Praxis 146 (2006), 5/2006.

⁹ Das Deutsche Sport- und Olympiamuseum in Köln bietet vom 4. März bis 5. Juni 2006 die Ausstellung „Globalplayers. Deutscher Fußball in aller Welt“. Es gibt mit 207 Mitglieder mehr FIFA- als UNO-Länder, die durch die stattgefundene Qualifikation alle an der WM teilgenommen haben. Im am 9. Juli feststehenden Weltmeister symbolisiert sich auch so etwas wie die Einheit der (Fußball-)Welt.



„Pelés gibt es auch auf dem schwarzen Kontinent und eines Tages wird der afrikanische Fußball der beste der Welt sein.“ (Pelé)

3.1. Als Bestandteil der „Dimensionen“ des RU

Zunächst könnte der „normale“ Unterricht mit WM-Motiven gestalten werden. Von den im Bildungsstandard genannten „Dimensionen“ für den (evangelischen) RU in Baden-Württemberg könnten Themen der WM aufgegriffen werden im Kontext: Mensch: anthropologische Aspekte des Körpers, des Spiels, des Kampfes und der Kooperation, des fairen Umgangs, des Sieges und der Niederlage, der Freude und der Emotionen; das implizite Menschenbild des Sports und des in den Medien vermittelten Sports; das Verhalten der Spieler und der Fans.

Welt und Verantwortung: neben den soeben genannten Themen Fragen des Völkerfriedens, der globalen und der gesellschaftlichen Gerechtigkeit (am Beispiel der Produktion der Bälle und der Möglichkeiten der Entwicklungshilfe mit Fußball-Projekten).

Kirche / Religionen und Weltanschauungen: die Kirchen der Teilnehmerländer der WM, von noch kürzlich privilegierten Kirchen (etwa Schweden: lutherisch, England: anglikanisch, Holland: calvinistisch, Mexiko: katholisch) über die aufblühenden Kirchen (etwa Süd-Korea oder in Afrika) zu den Minoritätsskirchen (Iran/Islam und Japan/Buddhismus-Shintoismus).

Ein starkes Stück Leben. Ideen und Entwürfe für die kirchliche Arbeit anlässlich der FIFA Fußball-Weltmeisterschaft 2006, S. 75

3.2. Eine WM-Einheit im RU gestalten

Sodann wäre es auch gut möglich, eine WM-Einheit im RU, etwa zwischen Ostern und Pfingsten oder aber während der WM-Wochen, anzubieten. Mögliche Themen wären:

a) Fußball als (Quasi-)Religion?

Als Aufhänger dient die Rede vom „Fußballgott“ in den beiden Varianten, dass mit diesem Wort ein herausragender oder besonders beliebter (gelegentlich auch ironisch gebrochener Sprachgebrauch!) Spieler bezeichnet wird (der erste: Toni Turek; dann auch Jürgen Kohler vom BVB, Olaf Marschall vom FCK, Carsten Linke von 96) oder aber, dass damit die Schicksalsmacht, die den Fußball bestimmt, bezeichnet wird (Rudi Assauer: „Der Fußballgott muss ein Bayer sein.“ Dagegen meint Oliver Kahn: „Es gibt nur den einen Gott“, oder Gerhard Delling: „Gott hat Besseres zu tun, als sich um Fußball zu kümmern.“)

Seit Jahren bekreuzigen sich immer mehr Spieler beim Betreten des Spielfeldes, vor dem Elfmeter oder nach dem Torerfolg. Die Frömmigkeit der brasilianischen Mann-



Fußball für das Leben: Kinder und Jugendsozialarbeit in den Elendsvierteln von San José, Costa Rica

schaft ist legendär, ebenso angebliche Voodoo-Praktiken im afrikanischen und karibischen Fußball. Warum äußert sich Religion in dem Lebenszusammenhang Sport? Welche grundsätzlichen Lebenserfahrungen werden mit Religion gestaltet?

Besonders in den 90er Jahren des vergangenen Jahrtausends wurden im Verhalten der Fans religionsadäquate Züge oder Quasi-Religiöses entdeckt: der „Pilgerzug“ zum Stadion, das die Funktion einer „Kathedrale“ ausfüllte, der „heilige Rasen“ als das Allerheiligste, die „liturgischen Gesänge“ der Fans und Sprachspiele mit zahlreichen Anleihen an geprägte religiöse Sprache, die Gemeinschaft der Fans mit den Spielern in der Identifikation mit dem Club, die „heilige Kommunion“ mit Bratwurst und Bier in der Pause, die Wiederholung dieser Rituale in festgeprägten Zeiten und Zyklen u.v.m.¹⁰ Diese Vergleiche scheinen gerade auch bei Lehrenden des RU in höheren Klassen beliebt zu sein, weil damit scheinbar die Selbstverständlichkeit und Attraktivität von „Religion“ verdeutlicht werden könne. – Allerdings: Diese religionsphänomenologische Thematisierung des Fußballs scheint m.E. in einer Sackgasse zu stecken: einerseits ist unbestreitbar, dass Religiosität auch in außerkirchliche Kontexte hinein diffundiert und dass es beispielsweise deskriptiv gewisse Analogien zwischen den beiden Phänomenen Religion und Fußball gibt, andererseits bleibt aber umstritten, ob an religiöse Phänomene im Sport theologisch positiv angeknüpft werden kann oder ob diese Phänomene nicht vielmehr gerade aus theologischer Perspektive zu kritisieren sind. Das quasi-religiöse Verhalten der Fans könnte entdeckt, übersteigerte Verehrung von „Fußball-Göttern“ auch in Frage gestellt werden. Vor allem aber: Fußball ist keine Religion, da sowohl der subjektive Wille zur religiösen Praxis als auch ein realer Transzendenzbezug fehlt. Und die hier implizite Voraussetzung, dass das eigentliche Thema des RU und der Theologie nicht der christliche Glaube, sondern „Religion“ als abstrakte Idee sei, ist mindestens fragwürdig.

Interessant sind auch „kultische“ Verfehlungen im Fußball-Umfeld der Medien und der Fans.¹¹ – Man tut dem Fußball keinen Gefallen, wenn man aus ihm mehr macht

¹⁰ Nicht ohne selbstironischen Tiefsinn ist das Jingle, das beim Torerfolg bei Heimspielen der SpVgg Unterhaching eingespielt wird: der aktuell Pop-ularisierte Gospel „Amen“: Eine „heilige Handlung“ kommt an ihr Ende und Ziel und wird dann von der „Gemeinde“ mit „Amen“ bekräftigt. Dass beim Einzug der Mannschaften am Millerntor die „Glocken“ läuten, ist spätestens seit dem diesjährigen Pokalviertelfinale bekannt; der Moderator Reinhold Beckmann begrüßte deshalb die TV-Zuschauer/innen: „Willkommen zum Fußball-Gottesdienst!“

¹¹ Eine solche Verfehlung, die durchaus religiöse Gefühle verletzt werden kann, liegt vor, wenn ein Büchlein mit einem Fußball-Statistik-Potpourri als christliches Brevier (in schwarzem Kunstleder und mit goldenen Lettern und Goldschnitt samt Lesebändchen) gestaltet wird und den Titel „Fußball unser“ trägt.

als er sein kann, nämlich ein möglicherweise wunderschönes, manchmal auch segensreiches menschliches Unternehmen in dieser noch unerlösten Welt, in jedem Falle etwas „Vorletztes“.

b) Gastfreundschaft/Völkerfrieden

Der WM-Slogan „Die Welt zu Gast bei Freunden“ ist für viele WM-Beteiligte aus Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur so etwas wie ein kollektiver Imperativ geworden: man möchte diesem Anspruch in den WM-Wochen gerecht werden und gemeinsam – auch wenn Eigeninteressen durchaus legitim sind – zur Realisierung beitragen. Hier wären nicht nur die verschiedenen Gastländer, die Buntheit der Völker in anti-xenophobischer Abzweckung zu betrachten, sondern man könnte – auch mit biblischer Tradition – überlegen, welche besondere Verantwortung der Gastgeber trägt. Die WM ist gerade auch für uns Einheimische eine großartige Chance zu lernen. Übrigens muss man dafür keineswegs nur auf die Gäste schauen. „Bundestrainer Jürgen Klinsmann lebt mit seiner Mannschaft diese Weltoffenheit vor: Deutsche Nationalspieler kommen nicht nur aus Deutschland, sondern ursprünglich auch aus Polen (Lukas Podolski), Nigeria (Patrick Owomoyela), Ghana (Gerald Asamoah) und Brasilien (Kevin Kurányi). Klinsmann selbst hat als aktiver Fußballer in Frankreich, England, Italien und den Vereinigten Staaten gespielt“ – Fußball ist sozusagen Kosmopolit. Anregend ist auch die Herkunft Kurányis, der „in Rio de Janeiro geboren und aufgewachsen, Sohn eines in Frankreich geborenen deutschen Vaters mit ungarischen Vorfahren und einer panamaischen Mutter“ ist.¹²

c) Globale Gerechtigkeit

Am Beispiel der Produktion von Fußbällen könnte die globale Wirtschaft mit ihren Herausforderungen problematisiert und Fragen nach Gerechtigkeit gestellt werden und

d) Entwicklungsmöglichkeiten

Es könnten mit Hilfe von Projekten von „Brot für die Welt“¹³ oder Missio und anderen Hilfsorganisationen die Entwicklungsmöglichkeiten mittels des Fußballs gezeigt werden. Eindrücklich beschreibt der Film „Adelante Muchachas!“ die Geschichte einiger Mädchen aus Honduras, die von ihrer sozialen Herkunft sehr unterschiedlich sind, aber eines gemeinsam haben: ihre Leidenschaft für Fußball.¹⁴

¹² Aus der Ausschreibungsbroschüre „Kreativ für Toleranz“ des Victor-Klemperer-Jugendwettbewerbs 2006, vgl. auch www.buendnis-toleranz.de.

¹³ Vgl. www.brot-fuer-die-welt.de sowie die Kinderseite von „Brot für die Welt“ www.global-gang.de.

¹⁴ Vgl. www.adelante-muchachas.de.

e) Fairness

Der ethische Standard der „Fairness“, der ursprünglich aus dem Sport kommt, könnte mit ethischen Prinzipien des Neuen Testaments sowie mit Friedenspädagogik in Verbindung gebracht werden.¹⁵

3.3. Fächerübergreifende Kooperationen

Die Fächer Sport und Religion kämpfen nach wie vor – vielleicht sogar wieder verstärkt – um ihre Position an Schule und Hochschule. Während das eine (besonders in Baden-Württemberg!) erschreckend oft fachfremd erteilt wird, wird das andere nicht selten von den Verantwortlichen vor Ort stiefmütterlich an den Rand der Stundentafel gelegt. Eigentlich eine gute Voraussetzung, dass man sich als Fachlehrer, die zwei bedeutende gesellschaftliche und existentielle Bereiche in der Schule vertreten, füreinander interessiert und Kooperationen sucht.¹⁶ An vielen Schulen wird es ohnehin WM-Projekte geben; der DFB hat neben Anregungen für die Vereine auch Ideen für die Schulen entwickelt.¹⁷ Man könnte schließlich fächerübergreifend arbeiten oder in einer Projektwoche kooperieren. Der RU sollte mitmachen – sicherlich auch kritisch-betrachtend, aber doch nicht nur ablehnend, etwa nach der Melodie: Woran Du Dein Herz hängst, da ist Dein Gott – und das darf bitte nur der christliche sein, womit alle andere Begeisterung unter Generalverdacht gestellt wird. Die o.g. Themen sollten eingebracht werden, je spezifischer desto besser. Und am Schuljahresende ist die WM eine schöne Möglichkeit, Schulgottesdienste zu gestalten.¹⁸

4. Material und Bibliographie

1. Materialien

Fair play – fair life: Der Ball ist rund. Arbeitsmaterialien und Informationen für Unterricht und Jugendarbeit, Herne 2005 (umfangreicher Ordner mit zahlreichen

¹⁵ Vgl. den (KU-) Entwurf Fairplay, in: „Ein starkes Stück Leben“ (wie Anm. 5), S. 54-57, sowie die homepage des Instituts für Friedenspädagogik in Tübingen www.friedenspaedagogik.de.

¹⁶ Vgl. auch die entsprechenden Erklärungen beim 7. Spitzengespräch von Kirchen und Sport am 7. September 2005 in Frankfurt, in: DSB-Presse Nr. 37/13. September 2005, S. 23-39.

¹⁷ Projekt „Talente 2006: Die FIFA-WM in der Schule“. Hinzuweisen ist auf das laufende Turnier der „WM-Schulen“, organisiert von „streetfootballworld“ in Kooperation mit „Brot für die Welt“ u.a.

¹⁸ Vgl. die drei Entwürfe von Tobias Schart in: „Ein starkes Stück Leben“ (wie Anm. 5), S. 37-41.

Vorschlägen und Materialien für die Arbeit in Gemeinden und Schulen). Infos unter www.fairplay-fairlife.de

Medienpaket „FAIR spielen – FAIR handeln“. Ein Projekt der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers zum 30. DEKT 2005 (Ideenheft, CD-Rom, Video und einem fair gehandelten Ball), zu bestellen beim Haus kirchlicher Dienste, Archivstraße 3, 30169 Hannover, tel. 0511 – 1241590, DOV@kirchliche-dienste.de
Über zahlreiche Materialien von „Brot für die Welt“ informiert www.brot-fuer-die-welt.de

Adveniat, Missio u.a., „Aktion Volltreffer“ – Auf Tore schießen statt auf Menschen. Kein Krieg mit Kindern, Materialheft, Aachen 2005

Scheidhammer, Franz Josef, Kicker, Kutten und Choräle. Fußball und Religion – eine Praxismappe, Mülheim an der Ruhr 2001

BRU. Magazin für die Arbeit mit Berufsschülern 28, 1998: Fussball gut – Alles gut? EKD-Plakat „Sind Fußballer unsere wahren Götter?“ (2002)

2. Fußball-Literatur

(Fast) alles ist zu finden in:

Schiffer, Jürgen, Fußball als Kulturgut. Geschichtliche, soziologische, ökonomische, rechtliche, politische und philosophische Aspekte. Eine kommentierte Bibliographie, Köln 2004 (820 Seiten!)

Anstoss. Die Zeitschrift des Kunst- und Kulturprogramms zur FIFA WM 2006. Ein Projekt von André Heller, Wien/Berlin 2004ff. Es erscheinen sechs deutsch-englische Ausgaben bis zum Herbst 2006 (Heft 3 ist der Ausstellungskatalog von „Rundlederwelten“)

Arnold, Martin (Hg.), Abenteuer Fußball. Auf den Bolzplätzen dieser Welt, Göttingen 2005

Biermann, Christoph/Fuchs, Ulrich, Der Ball ist rund, damit das Spiel die Richtung ändern kann. Wie moderner Fußball funktioniert, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage 2002

Delius, Friedrich Christian, Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde. Erzählung, Reinbek 1994

Deutscher Fußball-Bund (Hg.), 100 Jahre DFB. Die Geschichte des Deutschen Fußball-Bundes, Berlin 1999 (über 600 Seiten!)

Eisenberg, Christiane (Hg.), Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt, München 1997

Fanizadeh, Michael u.a. (Hgg.), Global Players. Kultur, Ökonomie und Politik des Fußballs, (Historische Sozialkunde 20), Frankfurt a.M. 2005

- FIFA (Hg.), 100 Jahre Weltfußball, Göttingen 2004
- Galeano, Eduardo, Der Ball ist rund und Tore lauern überall, Wuppertal 1998
- Grube, Ommo/Huber, Wolfgang (Hgg.), Zwischen Kirchturm und Arena. Evangelische Kirche und Sport, Stuttgart 2000
- Havemann, Nils, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt a. M. 2005
- Herzog, Markwart (Hg.), Fußball als Kulturphänomen. Kunst – Kult – Kommerz (Irseer Dialoge 7), Stuttgart 2002
- Hütig, Andreas/Marx, Johannes (Hgg.), Abseits denken. Fußball in Kultur, Philosophie und Wissenschaft, Kassel 2004
- Jäger, Uli, Zum Beispiel Fußball, Göttingen 1998
- Jütting, Dieter H. (Hg.), Die lokal-globale Fußballkultur – wissenschaftlich beobachtet, Münster 2004
- Kadel, David, FußballGott. Erlebnisberichte vom heiligen Rasen, Asslar 2002
- Kerschbaum, Matthias/Popp, Bernd (Hgg.), Der Fußballgott in der Kreisklasse. Fußball und christliche Jugendarbeit, Stuttgart 2006
- Kistner, Thomas/Weinreich, Jens, Das Milliardenenspiel. Fußball, Geld und Medien, Frankfurt a. M. 1998
- Martínez, Matías (Hg.), Warum Fußball? Kulturwissenschaftliche Beschreibungen eines Sports, Bielefeld 2002
- Möller, Christian/Ulrichs, Hans-Georg (Hgg.), Fußball und Kirche. Wunderliche Wechselwirkungen, Göttingen 1997
- Morris, Desmond, The Soccer Tribe, London 1981
- Noss, Peter (Hg.), fußball ver-rückt: Gefühl, Vernunft und Religion im Fußball. Annäherungen an eine besondere Welt, Münster 2004
- Schümer, Dirk, Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs, Berlin 1996
- Schulze-Marmeling, Dietrich (Hg.), Die Geschichte der Fußball-Nationalmannschaft, Göttingen 2004
- Schulze-Marmeling, Dietrich (Hg.), Die Geschichte der Fußball-Weltmeisterschaft 1930-2006, Göttingen 2004
- Theweleit, Klaus, Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell, Köln 2004
- Ulrichs, Hans-Georg/Engelhardt, Thilo/Treutlein, Gerhard (Hgg.), Körper, Sport und Religion. Interdisziplinäre Beiträge (Forschen – Lehren – Lernen 17), Idstein 2003

„Ein starkes Stück Leben.“ Ideen und Entwürfe für die kirchliche Arbeit anlässlich der FIFA Fußball-Weltmeisterschaft 2006™, herausgegeben vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2005 (zu beziehen über versand@ekd.de)

3. Ausstellungen und Kataloge

Satanische Fersen. Kritisches, Abseitiges und Komisches rund um den Fußball, Kassel 1994

KunstFußball & FußballKunst. Eine Ausstellung zur schönsten Nebensache der Welt, Deutsches Sport- und Olympia-Museum, Köln, 14. Januar bis 19. März 2000

Der Ball ist rund. Katalog zur Fußballe Ausstellung im Gasometer im CentrO. anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Deutschen Fußball-Bundes 12. Mai bis 15. Oktober 2000, Essen 2000

Kultort Stadion, Basel 2004

Am Ball der Zeit. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaften seit 1954, Historisches Museum der Pfalz, Speyer, 31. Mai bis 17. Oktober 2004, Speyer 2004

Rundlederwelten. Fußball : Kunst. Martin-Gropius-Bau Berlin 20. Oktober 2005 bis 8. Januar 2006 (=Anstoss. Die Zeitschrift des Kunst- und Kulturprogramms zur FIFA WM 2006. Ein Projekt von André Heller, Heft 3: Oktober bis Dezember 2005).

Global Players. Deutscher Fußball in aller Welt. Deutsches Sport- und Olympiamuseum Köln, 4. März bis 5. Juni 2006 (www.globalplayers.info)

4. Filme

Leuchte auf, mein Stern, Borussia

The soccer tribe (Desmond Morris)

Das Wunder von Bern (Sönke Woortmann)

Die Helden von Bern (Lego-Animationsfilm, www.wm54.de.vu)

Helden 06 (zweiter Lego-Animationsfilm, www.helden06.de)

Adelante muchachas! (Erika Harzer)

Bando und der goldene Fußball (Cheik Doukoure)

Kick it like Beckham (Gurinder Chadha)

Spiel der Götter (Khyentse Norbu)

Balljungs – Woher kommen unsere Fußbälle? (Svea Andersson /Anke Möller)

FußballGott. Das Tor zum Himmel (David Kadel/Christian Roth)

Die Welt ist rund: Fussballträume – Fussballrealitäten. 5 Filme für Unterricht und Bildung, Arbeitshilfen und Arbeitsblätter (diese kostengünstige DVD enthält teils Kurzfassungen der Filme „The Ball“, „Balljunge – Woher kommen unsere Fußbälle?“, „Mika, Chula und Karma“, „Adelante Muchachas“ und „Sold out – Von der Strasse ins Stadion“), www.ezef.de

5. Internet-Adressen

www.wm2006.de

www.dfb.de

www.fifa.com

www.fifaworldcup.com

www.kirche-und-sport.de

www.fussball-gott.com

www.fairplay-fairlife.de

www.weltlaeden.de

www.fair-spielen-fair-handeln.de

www.friedenspaedagogik.de

www.streetfootballworld.org

www.wmschulen.de

www.brot-fuer-die-welt.de

www.global-lernen.de

www.ekd.de

www.kirche-am-ball.de

www.bmi.bund.de

Monica Hettrich

Entdecken, Erleben, Beschreiben – der dialogische Mathematikunterricht



Die **Fortbildungsseminare** der Schulstiftung Freiburg arbeiten bevorzugt pädagogische und didaktische Themen auf, die – über eine rein fachliche Qualifikation der Lehrkräfte hinausgehend – das besondere **Schul- und Unterrichtsklima** und den speziellen **Erziehungs- und Bildungsauftrag** der Katholischen Freien Schulen reflektieren und fördern.

Um dem einzelnen Mathematikschüler als Menschen gerecht zu werden, sind **ganzheitliche Methoden** angezeigt. Mathematikunterricht sollte – gerade in Unterstufenklassen – problem- und schülerorientiert sein. Das selbstständige, angeleitete Herantasten an das mathematische Problem, das **Sprechen und kreative Schreiben über das Erleben der Mathematik** und über individuelle Lernfortschritte sowie das behutsame Hinführen von einer individuellen Sprache zur regulären Fachsprache begünstigen ein **vertieftes und dauerhaftes Verständnis** für mathematische Fragestellungen und Lösungswege. Methoden wie die **Tagebuchmethode** im dialogischen Unterricht führen vom klassischen „Vormachen – Nachmachen“ und einfachen „Frage-Antwort-Verfahren“ eines eher autokratischen Führungsstils zu einem demokratischen und **partnerschaftlichen Miteinander** von Mathematikschüler/in und -lehrer/in.

Das **Fortbildungsseminar „Mathematik entdecken, erleben und beschreiben – Dialogisches Lehren und Lernen“** am 13. und 14. Juli 2006 in Sasbach ist dem Dialogischen Mathematikunterricht gewidmet. Wir konnten **Monica Hettrich** (Stuttgart) und **Katja Klee** (Künzelsau) von der Arbeitsgruppe „Dialogischer Mathematikunterricht“ als Referentinnen gewinnen und laden alle Mathematikkolleginnen und -kollegen unserer Schulen zu diesem Fortbildungsseminar herzlich ein. Informationen im Internet finden Sie unter:
<http://www.dialogischer-mathematikunterricht.de>

Übrigens: Im Internet wird auch auf folgendes interessante Forschungsergebnis verwiesen: **Gute Geschichtenerzähler sind auch gut in Mathe:** „Erzählerisches Talent bei Kindern sollte gefördert werden: Gute Geschichtenerzähler unter Kindern im Vorschulalter sind später besonders gut in Mathematik. Das zeigt eine Studie kanadischer Forscher (Quelle: <http://www.wissenschaft.de> – 30.07.2004)



Schulstiftung Freiburg

Seit einigen Jahren beschäftigt sich eine Arbeitsgruppe von Lehrkräften am allgemein bildenden Gymnasium mit der Tagebuchmethode nach Gallin und Ruf im Mathematikunterricht. Kinder lernen damit, einen eigenen Standpunkt zu mathematischen Problemen zu entwickeln und ihn anderen darzustellen. Ängste vor der Mathematik werden abgebaut, Schülerinnen und Schüler kommen in vertiefte Gespräche über mathematische Themen. Die Leiterin des Arbeitskreises, Monica Hettrich, beschreibt in diesem Artikel, welche Erfahrungen mit dem dialogischen Unterrichtsprinzip verbunden sind.

Die Idee des dialogischen Lehren und Lernens

Immer auf der Suche nach der Antwort auf die Frage „Wie unterrichtet man Mathematik?“ gelangten die Mathematiklehrerinnen und -lehrer, die sich in der „Arbeitsgruppe dialogischer Mathematikunterricht“ gefunden haben, auf unterschiedlichen Wegen zum dialogischen Unterricht. Wenn Sie dieser Frage mit Aussagen wie den folgenden begegnen möchten, dann kann Ihnen der vorliegende Artikel einen kleinen Einblick in das dialogische Unterrichtsprinzip geben:

- „Der Mathematikunterricht ist genau dann gut, wenn Schülerinnen und Schüler die Möglichkeit haben, sich nicht nur intellektuell, sondern auch emotional auf eine Sache einzulassen.“
- „Der Mathematikunterricht ist genau dann gut, wenn darin von und mit Kindern sachkundig über Mathematik gesprochen wird und man sich von der individuell getönten Alltagssprache sachte auf die reguläre Fachsprache zubewegt.“
- „Der Mathematikunterricht sollte sowohl schüler- als auch problemorientiert sein.“
- „Mathematik muss nicht das Lieblingsfach eines Jeden sein, aber in Zukunft sollte niemand mehr mit seiner Unkenntnis auf und seiner Angst vor diesem Gebiet gesellschaftliche Anerkennung gewinnen können – dafür kann der Unterricht in der Schule sorgen.“

Lesen Sie also etwas über die Grundlagen des „Kreislaufs des Lernens“, das „Reisetagebuch“, die Wegbewertung mit Häkchen und ein Beispiel aus unserem Unterricht.

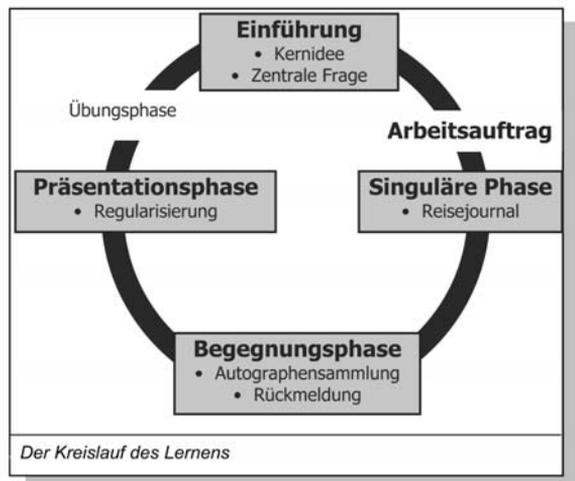
Der Kreislauf des Lernens

Die Unterrichtseinheit wird beim dialogischen Lehren und Lernen im Wesentlichen in vier Stationen eines Kreislaufes eingeteilt: Einführung mit einer Kernidee, Arbeit mit Reisejournal entlang eines Arbeitsauftrages, Rückmeldung in der Begegnungsphase und die Regularisierung in der Präsentationsphase, die sich folgendermaßen beschreiben lassen:

Der erste Abschnitt enthält eine Einführung in das neue Thema von Seiten des Lehrers, wobei die Kernidee entwickelt und die zentrale Frage vorgestellt wird. Diese Einführung hat vor allem die Aufgabe, die Schüler für das neue Thema zu motivieren und soll an die singuläre Erfahrungswelt der Schüler anknüpfen. Sie kann in Erzählform dargeboten werden, sollte einen vagen Umriss des Stoffgebiets geben und die Schüler zum Forschen ermutigen. Dies verlangt von der Lehrperson ein hohes Maß an Kreativität und Fantasie und erweist sich deshalb häufig als besonders schwierig.

Der Einführungsphase folgt dann die singuläre Phase, in deren Zentrum das von Gallin und Ruf bezeichnete Reisejournal (auch Lernjournal, mathematisches Tagebuch genannt) steht. In diesem unkonventionellen Schülerheft bearbeiten die Schüler selbständig die mathematische Fragestellung und notieren sich nicht nur die einzelnen Rechenschritte, sondern – und das ist das Besondere des dialogischen Unterrichts – sie kommentieren auch jeden ihrer Gedanken in Form kurzer Texte. Kommentieren bedeutet dabei eine Beschreibung und auch eine Bewertung der Vorgehensweise.

„Die Sprache hat in all diesen Fällen die Aufgabe, den Prozess des Verstehens zu aktivieren und die gewonnenen Einsichten zu festigen. Auf diese Weise nimmt mit der Sachkompetenz auch die Sprachkompetenz zu.“ (Gallin, Ruf und Sitta 1995)



Die Rolle des Lehrers beschränkt sich in dieser Phase auf die individuelle Beratung und vor allem auf die Ermutigung und Motivation des Einzelnen, wobei man vorsichtig vermeiden muss, zuviel zu verraten oder die Schüler zu sehr auf den konventionellen Weg zu führen. Wie in jeder Einzel- oder Stillarbeitsphase kann sich der Lehrer individuell um einzelne Schüler kümmern. Die Schülernotizen erleichtern dabei den Dialog zwischen Lehrer und Schüler.

Während der singulären Phase obliegt dem Lehrer die Aufgabe der aktiven Präsenz, die allerdings das auch aus dem traditionellen Unterricht her bekannte Problem aufwirft, in eingeschränkter Zeit jedem einzelnen Schüler gerecht zu werden. Der Lernende soll zwar selbständig an das Problem herangehen, braucht aber auch die fachliche Unterstützung und Beratung der Lehrperson. Der Lehrer sollte in mündlicher oder schriftlicher Form auf Schülerfragen eingehen, ohne dabei zu viel zu verraten. Ihr steht es auch frei, Lösungswege oder -strategien zu skizzieren oder Hilfsmittel in Form von Graphiken oder Modellen anzubieten, nur sollte den Schülern erst die Möglichkeit gegeben werden, sich ausgiebig mit dem Problem zu beschäftigen. Fehler und Irrwege sollten in der singulären Auseinandersetzung mit dem Auftrag nicht sofort korrigiert werden, da die Schüler diese ja, wenn möglich, selbst entdecken sollen, um sie so in Zukunft zu vermeiden. Wichtig ist vor allem eine ständige Ermutigung der Schüler.

Die Bewertung der Aufschriebe erfolgt mit Hilfe der „Häkchen“, die diese Art der Bewertung deutlich von einer Produktbewertung, die üblicherweise durch normale Noten erfolgt, trennen. Die Häkchen sagen den Schülerinnen und Schülern also „Achtung: Hier wirst du nicht nach den Kriterien, die in der Mathe-Arbeit angelegt werden, beurteilt – es geht hier vielmehr um deine persönliche Bereitschaft, dich kreativ mit der Fragestellung auseinanderzusetzen.“

Nach Abschluss der Arbeit mit dem Tagebuch sollten die Schülerinnen und Schüler eine Rückmeldung zu ihren geäußerten Gedanken erhalten. Wir nennen diese Unterrichtsphase die Begegnungsphase,

Die Häkchen

Die Arbeit im Reisetagebuch wird mit Häken bewertet. Jede Häkchenzahl hat eine Bedeutung:



✓✓✓✓ **Du bist ein großer Wurf gelungen!**
 Vier 4 Häkchen möchte man sich schon überziehen. Das kann allerdings auf ganz unterschiedliche Weise geschehen.

- eine außergewöhnliche Idee
- ein toller Fehler
- ein neues Problem



✓✓✓ **Du hast eine tolle Idee gehabt!**
 Oder einen vielversprechenden Ansatz formuliert, einen nützlichen Versuch unternommen. Auf jeden Fall hast du den Arbeitsauftrag ausführlich bearbeitet.



✓✓ **Du hast das Prinzip erkannt!**
 Du hast die zentrale Frage verstanden und hast dich sinnvoll mit dem Thema auseinandergesetzt. Es ist selbstständige Arbeit erkennbar. Wenn du nun in der Besprechung gut aufpasst, kannst du alles verstehen.



✓ **Du hast die Arbeit erledigt!**
 Das habe ich mindestens erwartet. Das, was du aufnotiert hast, reicht vermutlich in der nächsten Klassenarbeit für eine 4 aus. Wenn du mehr willst, musst du vor allem in der Besprechung zum Auftragsverständnis nachdenken und mit Schreiben damit den Arbeitsauftrag noch einmal überarbeiten lassen.



✗ **Das reicht noch nicht!**
 Du mußt dich noch einmal mit der Sache beschäftigen – das, was du aufgeschrieben hast, reicht nicht aus, um im Unterricht mitzukommen und mit Schreiben damit den Arbeitsauftrag gerade noch eine 4 zu bekommen.

Wer verspätet abgibt, kann höchstens einen Haken erhalten.



Die Häkchenbewertung von Reisetagebüchern – ein Erklärungstext für Schüler

da hier verschiedene singuläre Standpunkte aufeinandertreffen können. Die Lehrkraft liest Tagebuchauszüge von den Schülerinnen und Schülern durch und kopiert einzelne Texte für die gesamte Klasse. So entsteht die Autografensammlung. Die Klasse bekommt daraufhin den Auftrag, diese kopierten Texte zu lesen und aus ihrem Blickwinkel zu kommentieren. Im Anschluss wird über die unterschiedlichen Standpunkte diskutiert und die für die Lösung des im Auftrag gestellten Problems geeignete Ansätze werden ausgearbeitet und z. B. an der Tafel festgehalten.

Den nächsten Abschnitt bildet eine sogenannte Präsentationsphase, in welcher der erarbeitete Stoff im besten Fall von Schülern, anderenfalls von der Lehrperson zusammengefasst vorgetragen wird. Nach der intensiven Erarbeitungsphase kann diese Phase recht kurz gehalten werden, da kein großer Motivationsaufwand betrieben werden muss. Die meisten Schüler wollen zu diesem Zeitpunkt einfach die „richtige“ Lösung wissen bzw. ihre Lösung verifiziert bekommen.

Präsentationstechniken können natürlich nicht vorausgesetzt werden, sondern müssen mit der Klasse eingeübt werden, um diese Präsentation auch bewerten zu können. Besonders an dieser Stelle ist eine Zusammenarbeit mit dem Fach Deutsch erwünscht. Die Beurteilungskriterien sollten dabei für die Schüler transparent gemacht bzw. mit ihnen aufgestellt werden. Die Schülerpräsentation sollte ohne Unterbrechung ablaufen. Fehler und Probleme können und müssen dann im Anschluss diskutiert werden.

Das Reisejournal

Das Reisejournal dokumentiert die Spuren des individuellen Forschens. Der Lernende schreibt seine Gedanken auf und kommentiert die jeweiligen Schritte – Rechenweg, Lösungsversuch, Beweisidee oder Fehler –, die er unternimmt. Die schriftliche Sprache spielt dabei eine große Rolle: „Beim Schreiben verlangsamen und klären sich die Gefühle und Gedanken, nehmen Gestalt an und fordern zur Stellungnahme heraus. Wer schreibt übernimmt in besonderer Weise Verantwortung für seine Position, öffnet sich der Kritik.“ (Gallin und Ruf, 1998)

Ein kreatives Herangehen an die mathematischen Probleme wird von den Schülern gefordert, indem sie verschiedene Wege erproben sollen. Ein Unterschied zu einer herkömmlichen Aufgabenstellung ist die „andere Herangehensweise der Schüler an solche Arbeitsaufträge: Hier sind unkonventionelles Ausprobieren und „Fehler machen“ nicht verboten, sondern absolut erwünscht.

<u>Zahlen sind meine Freunde</u>	
1: Für mich sind drei Zahlen wichtig:	
Welche?	Warum?
die 17 und die 4. Auch die 93.	Weil ich am 17.4. Geburtstag hab. Im Jahr 93 bin ich geboren.
Die 24.	Weil die die Uhr 24 Zahlen hat. (24 Stunden)
Die 1.	Weil die <u>Note 1</u> , gut ist. Und wer mag keine guten Noten? Die 1 ist auch hibbelig.
Die 109	Weil mein 10. Geburtstag sehr, sehr schön war!
59	Das ist meine Klausurnummer.
Unendlich...	Ich mag das Wort. Wenn ich es sage kribbelt mein Bauch richtig!

Schulstiftung Freiburg

Auszug aus
dem Reise-
journal der
5.-Klässlerin
Diana

Die Schülertexte helfen dem Lehrer, die individuellen Denkweisen des Schülers aufzuspüren und so eine gezielte Beratung und später auch eine Beurteilung anzustreben. Hier wird auch transparent, mit welcher Intensität sich ein Schüler mit einer Sache auseinandergesetzt hat. Durch die Möglichkeit, Vorstöße in Richtungen, die ursprünglich nicht beabsichtigt waren, zu honorieren, werden Schüler zum selbständigen Forschen ermutigt und trauen sich so auch einmal in der Mathematik über den Tellerrand hinauszublicken.

Doch was schreiben Kinder eigentlich, denen man solche Aufträge zutraut? Hier sieht man einen kurzen Ausschnitt aus dem mathematischen Tagebuch der 5.-Klässlerin Diana. Diana schreibt darin ihre Gedanken zur Frage „Welche Zahlen sind für dich wichtig?“ nieder. Neben den Zahlen, die ihren Geburtstag, die Schulnoten und ihre Hausnummer betreffen, eröffnet sie, dass die Zahl Unendlich ihr ein „Kribbeln im Bauch“ verursacht, weil sie das Wort so sehr mag. Dass Diana diesen Auftrag mit sehr viel Spaß bearbeitet hat, sieht man in jeder Zeile! Der Inhalt und die Struktur dieses Aufschriebes wurden von ihr völlig eigenständig erdacht – es gab zu dieser Frage keinen Tafelanschrieb im Unterricht und keine formalen Vorgaben für das Tagebuch!

Solche emotionalen Aspekte werden im konventionellen Mathematikunterricht sehr selten geäußert, da der Raum dafür nicht vorhanden ist. Die Schülerinnen und Schüler müssen fürchten, dass alle ihre Aussagen im Unterrichtsgespräch Grundlage für eine mündliche Note geben – warum sollten sie also derartige Gefühle preisgeben?

Auch mathematisch sehr anspruchsvolle Überlegungen werden auf diese Art von den Schülerinnen und Schülern preisgegeben, die Mathematiklehrkräfte ansonsten selten in diesem Umfang präsentiert bekommen.

So schreibt der aus Russland stammende Edward – ebenfalls in Klasse 5 – in seinem Reisejournal einiges über die Stellenwerte im Binärsystem. Die Fragestellung ist: *Wie addiert man wohl zwei Zahlen in einem anderen Stellenwertsystem, z. B. im Binär- oder im Fünfersystem?*

Zunächst hat Edward keine zündende Idee, daher gibt ihm die Lehrkraft zwei konkrete Beispiele (grau markiert), mit denen er sich beschäftigen kann – offensichtlich hatte ihn die Aufgabe, bei der er sich selbst geeignete Beispiele suchen musste, überfordert.

Er löst die Beispiele, findet aber keine Regelmäßigkeit, weil er die Addition immer über die Umrechnung ins Dezimalsystem löst.

Erst der Hinweis auf die formale Schreibweise der schriftlichen Addition führt dann bei ihm sofort zu einem „Aha-Erlebnis“ ...

Und weil dieses Erlebnis zu den schönsten Momenten im Leben gehört, hört Edward natürlich nicht auf, wenn er das Ziel erreicht hat, sondern wendet sich der Addition im Hexadezimalsystem zu!

An diesem Beispiel sieht man zudem, dass die sprachliche Ausdrucksfähigkeit des russland-deutschen Kindes nicht besonders gut ausgeprägt ist. Das ist aber in diesem Moment unerheblich, weil ganz deutlich wird, welche Kernidee Edward hier beschreibt. Würde dieser Aufschrieb aus der Defizitperspektive beurteilt, so müsste man auf den schlechten Schreibstil eingehen und würde den Jungen mit Sicherheit entmutigen. Aus der Blickrichtung der Wegbewertung wird aber das Positive, nämlich die gedankliche Leistung des Kindes gewürdigt.

Für den Einsatz des mathematischen Tagebuches sprechen daher einige wichtige Gründe:

- Das mathematische Tagebuch hilft den Kindern dabei, ihre eigenen Gedanken besser wahrzunehmen und sie zu strukturieren.
- Emotionale Lernbarrieren werden durch die Möglichkeit der persönlichen Stellungnahme zur Sache spürbar abgebaut. Damit wird auch eine grundsätzlich ablehnende Haltung vieler Kinder gegenüber der Mathematik schon im Ansatz

Rampe:

Tipp: Probiere's mal mit

a) $(1100)_2 + (1000)_2$
 b) $(111)_2 + (10)_2$

a) $(12)_{10} + (8)_{10} = (20)_{10} = (10100)_2$
 b) $(7)_{10} + (2)_{10} = (9)_{10} = (1001)_2$

Schreibe die Rechnung doch mal so
 auf wie im Dezimalsystem:

$(1100)_2$	$(111)_2$
$+ (1000)_2$	$+ (10)_2$
<hr/> $(10100)_2$	<hr/> $(1000)_2$

Es geht so wenn ich z.B.
 $(1100)_2 + (1000)_2$ rechnet geht das so

$(1100)_2$	$0+0=0$	$1+1=10$, weil	$\frac{1+1}{2}$
$+ (1000)_2$	$0+0=0$		
<hr/> $(10100)_2$	$0+1=1$		

und 2 ist im 2er System 10 und
 wenn $1+1+1$ ist 3 und ist 11
 weil 3 ist 11 im 2er System!

z.B.

$(FF)_{16}$	Hier ist das gleich aber mit A,B,C,D,E,F und mit 16er System.
$+ (1A)_{16}$	
<hr/> $(103)_{16}$	

Auszug aus Edwards Reisejournal zur Addition im Binärsystem

Schulstiftung Freiburg

überwunden, denn jeder darf „ungestraft“ den individuellen Abstand zur Sache dokumentieren. Der selbst gefundene und dargestellte Standpunkt öffnet für den Dialog mit anderen Meinungen.

- Für die Lehrkraft besitzen die Schülertexte einen ganz besonderen Wert: Nirgends sonst ist es ihr möglich, einen so fundierten Blick in die Gedankenwelt der eigenen Schüler zu werfen wie hier!

Nach den Erfahrungen der Arbeitsgruppe zum dialogischen Mathematikunterricht nähern sich die Schülerinnen und Schüler dem vertieften mathematischen Denken so besser an als im klassischen Unterricht. Außerdem lernen sie, Texte zu verstehen, selbst verständliche Texte zu verfassen und über Mathematik zu sprechen.

Aus der Stiftungsverwaltung und den Schulen

**www.schulstiftung-
freiburg.de**

Die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg mit neuem Internetauftritt

Seit dem 15. Februar ist die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg mit neuem Internetauftritt im World Wide Web vertreten. Mit den Zielvorgaben einer verbesserten Benutzungsfreundlichkeit und eines zeitgemäßen Layouts wurde die Homepage vollständig überarbeitet. Die im Laufe von fast zehn Jahren gewachsenen Inhalte wurden neu strukturiert, die Navigation zwischen den Webseiten optimiert. Das Angebot umfasst neben aktuellen Informationen die bewährten Materialien – z.B. zu COMPASSION und den Fortbildungsseminaren der Schulstiftung – sowie alle Artikel der letzten fünf Jahre unserer Zeitschrift FORUM-Schulstiftung. Möglichkeiten zur schnellen Dialogaufnahme sind gewährleistet durch die Einrichtung eines Gästebuches, eines Kontakt- und eines Bewerbungsformulars.

Der „alte“ Webauftritt der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg – entworfen 1997 und damit fast zehn Jahren online – war in die Jahre gekommen. Eine kritische Analyse ergab fünf Ansatzpunkte, um die Benutzungsfreundlichkeit und

Attraktivität der Stiftungs-Homepage zu verbessern. Eine optisch attraktivere Erscheinung, gesteigerter Nutzwert und eine benutzerfreundliche Struktur und Navigation („Usability“) waren dabei die Leit motive, unter die die technische und inhaltliche Umsetzung des Website-Relaunch gestellt waren.

1. Basiskonzeption und Design:

Zunächst „von Hand“ im html-Quelltext gestaltet, danach mit einem WYSIWYG-Editor erstellt („What You See Is What You Get“, ein Versprechen, das nicht immer eingelöst wurde), entsprach das Layout der „alten“ Homepage mit „tabellarischen Krücken“ und in Frame-Technik nicht mehr heutigen Internet-Sehgewohnheiten. Es war daher ein vorrangiges Ziel, die Webseiten der Schulstiftung durch einheitliche Farbgebung und Platzierung der Elemente sowie durch eine konsequente Logoeinbindung homogener erscheinen zu lassen und in einem modernem Webdesign zu gestalten. Für unser Sozial- und Unterrichtsprojekt COMPASSION wurde in diesem Zusammenhang erstmals ein eigenes Logo entwickelt.

2. Layout und grafische Gestaltung:

Aufgrund des aus den „Urzeiten des Internet“ stammenden Bemühens um kleine Dateigrößen und kurze Ladezeiten waren die „alten“ Webseiten im starken Maße textlastig. Zudem waren sie für seinerzeit geringe Monitorauflö-

sungen optimiert. Durch den Einbau von Fotos aus dem Schulleben konnte die Anschaulichkeit und die Attraktivität der Webseiten deutlich gesteigert werden. „Man muss zum Auge sprechen, um verstanden zu werden“ – oder auch, um wahrgenommen zu werden.

Den Webseiten dringend erforderlich geworden. Ein wichtiger Gestaltungsgrundsatz im Internet lautet: Der Nutzen der Information liegt in der Auswahl, nicht in der Fülle. Da die bestehenden Menüs immer umfangreicher und damit unübersichtlicher geworden



Die neu gestaltete Internet-Seite der Schulstiftung der Erzdiözese

3. Struktur und Navigation: Durch die rasch wachsenden Inhalte unseres Internetangebotes – es ist inzwischen auf ca. 2.500 html- und pdf-Dokumente, Grafik- und Download-Dateien angewachsen – waren Neustrukturierung und verbesserte Navigation zwi-

waren, galt es, eine klare Struktur im Angebot zu schaffen und zugleich – neben dem rationalen Zugang über diese hierarchische Struktur – auch einen „emotionalen“ Zugang für die Besucher zu ermöglichen, der zum Stöbern auf unseren Seiten einlädt.

4. Interaktivität und Service: Die Homepage der Schulstiftung sollte nicht länger ausschließlich „digitaler Schaukasten“ sein. Interaktive Elemente der Homepage sollen zukünftig die Kommunikation zwischen dem Anbieter und den Besuchern der Website fördern. Zudem war es ein wichtiges Ziel, das schon zuvor gut genutzte Serviceangebot mit Artikeln der Zeitschrift FORUM-Schulstiftung, Seminardokumentationen, Unterrichtsmaterialien und Präsentationen zu erweitern und für den Ausdruck und das „Downloaden“ zu optimieren. Artikel unserer Zeitschrift FORUM-Schulstiftung erscheinen fortan nur noch im kurzen Anriss; sie sind zum Weiterlesen und Ausdrucken als pdf-Dokumente abgelegt.

5. Administration und Wartung: Um die Verwaltung und Bearbeitung von Dokumenten sowie die Neuerstellung von Webseiten zu erleichtern, wurde der Einsatz eines auf die Bedürfnisse der Schulstiftung speziell zugeschnittenen **Content Management Systems** (CMS) favorisiert.

Die Umsetzung des Vorhabens haben wir mit der Internet-Agentur 4Ws Netdesign aus Oberried in Angriff genommen und realisiert. Das Ergebnis kann im Internet unter **www.schulstiftung-freiburg.de** (oder kürzer: **www.sstfr.de**) einer kritischer Betrachtung unterzogen werden. Für Rückmeldun-

gen – vor allem auch im neu eingerichteten Gästebuch – sind wir dankbar.

Gerald Kiefer

Meilenstein auf dem Weg zu transparenten Staatszuschüssen

Bruttokostenmodell im novellierten Privatschulgesetz

Seit fast 20 Jahren konnten sich freie Träger und staatliche Stellen nicht über einen gemeinsam akzeptierten Berechnungsmodus für die Kosten eines staatlichen Schülers einigen. Mit dem vom Landtag in seiner letzten Sitzung vor der Landtagswahl verabschiedeten Änderung des Privatschulgesetzes ist diese Auseinandersetzung beendet. Die freien Träger, die in der Arbeitsgemeinschaft Freier Schulen in Baden-Württemberg zusammengefasst sind, konnten sich mit den Fraktionen der Landesregierung und dem Kultusministerium sowie dem Finanzministerium auf eine Berechnungsbasis einigen, die nun in das Gesetz Eingang gefunden hat. In diesen Bruttokosten sind die bislang nicht berücksichtigten Parameter zum Tragen gekommen. Generell nicht in diese Berechnungen einbezogen sind allerdings die Aufwendungen für den Gebäudeunterhalt.

Diese Änderung der Berechnungsgrundlagen durch das Bruttokostenmodell ist ein Meilenstein hin zu einer transparenten Bezuschussung freier Schulen durch das Land.

Auch wenn von vorneherein klar war, dass diese Gesetzesänderung zunächst keinen zusätzlichen Cent an staatlichen Zuschüssen zur Folge haben wird, kann der Umstieg auf die neue Berechnungsart des Bruttokostenmodells als Erfolg für die freien Träger gewertet werden. Im Unterschied zur bisherigen Praxis wird man in der politischen Diskussion nicht mehr mit nicht sachgerechten Zahlen abstrakter Systeme argumentieren können, sondern die gemeinsam festgelegten Grundlagen des Bruttokostenmodells heranziehen müssen. Das Bruttokostenmodell macht deutlich, dass die bisher in virtuellen Zahlen erreichte Kostendeckungsquote tatsächlich deutlich geringer ist (z.B. Gymnasium: nicht 80,7 % sondern nur 76,3 %).

Ministerpräsident Oettinger hat den freien Trägern für die nächsten Haushalte ausdrücklich eine Erhöhung des prozentualen Kostendeckungsgrades zugesagt. Dabei wurde eine Refinanzierung von 80 % für alle freien Schulen als Ziel genannt. Im Blick auf die konstruktiven Verhandlungen, die nun zu diesem Ergebnis geführt haben, sind wir zuversichtlich, dass auch der nächste für die freien Träger wichtige Schritt der effektiven Erhöhung der Staatszuschüsse ab dem nächsten Haushaltszeitraum realisiert werden wird.

Angesichts der Tatsache, dass wir mit unseren Schulen eine öffentliche Aufga-

be wahrnehmen, halten wir eine Verbesserung der Zuschusssituation für mehr als angemessen. Festzuhalten bleibt, dass auch bei einer Erhöhung auf die angestrebten 80 % der Kosten eines staatlichen Schülers jede Schülerin und jeder Schüler an unseren Stiftungsschulen für das Land aufgrund des kirchlichen Zuschusses sowie der Elternbeiträge ein „billigerer“ Schüler ist als ein Schüler einer staatlichen Schule.

Dietfried Scherer

Jahresbericht 2005 der Gesamt-MAV der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Schließung der „Nettolücke“; Versorgungszusage

Dieses Thema hat uns in den letzten Jahren, speziell im ersten Halbjahr 2005 sehr intensiv beschäftigt. Es sprengt den Rahmen, in diesem Jahresbericht die Versorgungszusage nochmals darzustellen. Wichtiger ist darzustellen, welche Rolle die Gesamt-MAV dabei gespielt hat. Dass die Versorgungszusage eine Lösung für die Verringerung der Nettolücke ist, ist unbestritten. Aber klar war auch, dass ein Teil der Betroffenen einen sehr großen Schritt nach vorne macht, ein größerer Teil der Kolleginnen und Kollegen einen eher kleinen, bei ungünstigen persönlichen Rahmenbedingungen keinen. Ist das gerecht? Soll die MAV damit einverstanden sein? Länger haben wir uns mit diesen Fragen beschäftigt. Die Tatsache, dass niemand schlechter gestellt wird, sondern etliche besser, hielten wir (angesichts der Alternative, dass sich einfach gar nichts bewegt) für unterstützenswert. Auch die Rückkopplung mit der KODA-Mitarbeiterseite hat uns in dieser Überlegung bestärkt. So haben wir die Stiftung bei der Versorgungszusage unterstützt und das Thema mit nach vorne gebracht.

Umstellung auf AVVO-Verträge

Für einige Mitarbeiter ist ein Profitieren an der Versorgungszusage nur möglich, wenn der Vertrag auf AVVO umgestellt wird. Auch mit dieser Thematik speziell vor dem Hintergrund, dass es den BAT vermutlich nicht mehr weiter geben wird, sondern einen TVÖD, haben wir uns intensiv beschäftigt. Vermutlich wird das Thema, insbesondere die Zustimmung zu Eingruppierungen in der nächsten Zeit, noch weiter auf der Tagesordnung stehen.

MAVO-Novellierung

Diese brachte mehrere gravierende Änderungen:

Zum einen haben die MAVen jetzt auch bei Lehrkräften nicht nur eine Zustimmung zur Eingruppierung, sondern auch zur Einstellung selbst zu geben. Um die Stiftungsdirektion nicht an sinnvollen zügigen Einstellungen zu hindern, sind wir gemeinsam auf der Suche nach einem Modus vivendi an dieser Stelle.

Außerdem müssen Dienstgeber jetzt wesentlich intensiver über die wirtschaftlichen Verhältnisse informieren. Schließlich wurden auf Wunsch der Schulstiftung – gegen den entschiedenen Widerstand der Gesamt-MAV – die Amtszeiten so geändert, dass der Wechsel zwischen alter und neuer MAV in den Sommerferien liegt.

Schwerbehindertenvertretungen

Jetzt gibt es an drei Schulen Schwerbehindertenvertreter, die jeweils nicht nur für ihre Schule, sondern für eine Region zuständig sind. Hier begleitet die GMAV anfänglich die Arbeit der Vertreter und versucht zu koordinieren.

her/innen in Internaten sowie das Fortbildungskonzept der Stiftung und bei allem die kritische Begleitung dessen, was in der kommenden Zeit auf uns zu kommen könnte.

Freiburg, Januar 2006

Für die Gesamt-MAV:

Martin Schubart

MAV-intern

Bei der jährlichen Schulung haben wir uns 2005 insbesondere mit dem Thema „Lehrergesundheit und Gesundheitsschutz“ und damit zusammenhängenden Fragen insbesondere für die MAVen beschäftigt. Als Referent stand Frau Hack, Diplompsychologin an der Uni Freiburg aus der Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Bauer zur Verfügung.

Die Planungen für die nächste Tagung im Herbst 2006 werden wegen der MAV-Wahlen von der noch amtierenden GMAV übernommen und sind bereits angelaufen.

Ausblick

Es gibt noch viele Themen, an denen wir – mehr oder minder erfolgreich – gearbeitet hatten. Dazu gehören Einführung von Gleichstellungsbeauftragten, rauchfreie Schule, 1-Euro-Jobber, neues Verfahren bei A14-Beförderungen, geänderte Rahmendienstverträge für Erzie-

Drei Mal Schulleitungswechsel zum Schuljahr 2006/2007

An drei Schulen der Schulstiftung gehen die verantwortlichen Schulleiter zum Ende des laufenden Schuljahres in den Ruhestand.

An den **St. Ursula-Schulen in Villingen** geht **OStD Dr. Josef Oswald** in Pension. Zum neuen Schulleiter wurde **OStR Johannes Kaiser**, der seit fast 20 Jahren an den St. Ursula-Schulen als Lehrer tätig ist, bestellt.

Nachfolger von **OStD Pater Walde-
mar Janzer** am **St. Paulusheim in
Bruchsal**, der zum Ende des Schuljahres ebenfalls in Pension geht, wird **StD
Gebhard Lipps**, der bislang stellvertretender Schulleiter an der Heimschule Lender in Sasbach ist.

Am **Ursulinen-Gymnasium in Mannheim** tritt **OStD Dr. Angelika Wahl-Spyropoulos** in den Ruhestand. Zu ihrer Nachfolgerin wurde **OStR Brigitte Grimm** von den St. Raphael-Schulen in Heidelberg bestellt.

Über diese Schulleitungswechsel werden wir anlässlich der Verabschiedung der bisherigen Schulleitungen und der Amtseinführungen der Nachfolger in FORUM-Schulstiftung berichten.

Wechsel im Vorstand der Schulstiftung

Verwaltungsdirektor Wolfgang Altmann wurde zum neuen stellvertretenden Leiter der Stabstelle Revision



Wolfgang Altmann

bestellt und scheidet somit aus der Finanzabteilung aus. Aufgrund seiner neuen Tätigkeit kann Verwaltungsdirektor Altmann nicht mehr im Vorstand der Schulstiftung tätig sein. Die Schulstiftung ist Wolfgang Altmann für seine engagierte und kompetente Arbeit im Vorstand in den Jahren 2000 bis 2006 zu großem Dank verpflichtet. Wir wünschen ihm für sein neues Aufgabenfeld alles Gute, eine glückliche Hand und Gottes Segen.

Zu seinem Nachfolger im Vorstand der Schulstiftung hat Erzbischof Dr. Zolitsch **Erzbischöflichen Oberamtsrat Günter Feist** von der Finanzabteilung bestellt. Wir sind sicher, dass Günter



Günter Feist

Feist die ausgezeichnete Arbeit seines Vorgängers fortführen wird und wünschen ihm hierzu alles Gute.

70. Geburtstag von OStD i.R. Roland Scherer

Zum 31. Dezember 1999 trat Roland Scherer als Strukturkommissar der Schulstiftung in den Ruhestand. Mit großer Energie und reichem Fachwissen hatte er bis zu diesem Zeitpunkt dafür gesorgt, dass die Schulen der Schulstif-



Roland Scherer

tung die aus höchst unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen zusammengeführt wurden, gleichmäßig und gerecht mit Ressourcen versorgt wurden, ohne dabei das jeweils eigenständige Profil der Schulen zu gefährden.

Die Schulstiftung ist ihm für die sorgsame und effiziente Bewältigung dieser wichtigen Aufgabe ebenso dankbar wie für seine langjährige Tätigkeit im Vorstand der Schulstiftung und die über zwei Jahrzehnte profiliert wahrgenommene Verantwortung als Schulleiter für die Heimschule St. Landolin in Ettenheim. Dass die Heimschule eine wichtige Größe in der Bildungslandschaft der Ortenau ist, verdankt sie wesentlich auch der Aufbauarbeit von Herrn Scherer, der sich neuen Herausforderungen jeweils bereitwillig stellte.

So ist es nicht verwunderlich, dass OStD i.R. Roland Scherer auch in seiner Pensionszeit weiter im Bildungsbereich tätig ist, sei es als geschätzter Berater, sei es als Kuratoriumsmitglied in der „Akademie der älteren Generation“ oder anderen Bildungseinrichtungen. Die Schulstiftung hat OStD i.R. Scherer in Dankbarkeit zu seinem 70. Geburtstag gratuliert.

Dietfried Scherer

St. Raphael-Schulen Heidelberg

Am 22. März 2006 verstarb **StD Sr. Roswitha Völzgen** von den Franziskanerinnen des Ordens von Nonnenwerth kurz nach Vollendung ihres 74. Lebensjahres.



Schulstiftung Freiburg

Sr. Roswitha Völzgen

Sr. Roswitha war von 1981 bis 1997 Rektorin der St. Raphael-Mädchenrealschule.

Aus tiefer Überzeugung hat sie ihr eigenes Leben als Dienst an der Aufgabe verstanden, junge Menschen sich entfalten zu lassen und ihnen mit der Begegnung mit der christlichen Botschaft Werte wie franziskanische Bereitschaft zum Dienst am Mitmenschen zu vermitteln. Ihre menschliche Ausstrahlung und freundliche Hilfsbereitschaft erwuchs aus ihrem tiefen christlichen Glauben; in diesem Geist hat sie Generationen von Schülerinnen gefördert und geformt. Mit großem fachlichen Können hat sie den Anspruch in der Vermittlung ihrer Fächer verbunden mit liebenswürdiger Sorgfalt und menschlicher Wärme in der Erziehung ihrer Schülerinnen.

Beim 75-jährigen Jubiläum der St. Raphael Schulen durfte Sr. Roswitha noch mit uns feiern. Die Schulstiftung erinnert sich der langjährigen Schulleiterin mit großer Dankbarkeit.

75 Jahre Schule St. Raphael

Rückblick auf die Feierlichkeiten im Oktober 2005

Die Schule St. Raphael in Heidelberg (Gymnasium und Mädchenrealschule) hat 2005 ihr 75-jähriges Bestehen feiern dürfen. Als Gedenktag für das Jubiläum wurde das Datum der Wiedereröffnung der Schule nach dem 2. Weltkrieg und nach der zwangsweisen Schließung durch das NS-Regime von 1940-1945 gewählt: der 24. Oktober.



Chor der Mädchenrealschule unter Leitung von StR Manuela Weiß

Auf Initiative des Stadtpfarrers der Gemeinde St. Raphael waren Ordensschwestern vom Kloster der Franziskanerinnen von Nonnenwerth nach Hei-

delberg gekommen und hatten 1930 den Unterricht aufgenommen. Sie haben die Schule aufgebaut und eine Erziehung und Bildung im Geist christlicher Nächstenliebe über Jahrzehnte gefördert. Auch nach dem Weggang der Schwestern (1997) soll die Tradition einer „Erziehung zu Selbständigkeit aus dem Geist franziskanischer Selbstlosigkeit und Hingabe an den Mitmenschen“ weitergetragen werden: eine katholische Schule in Orientierung am christlichen Glauben und der Botschaft des Evangeliums in Geist ökumenischer Gemeinsamkeit.

Wer der Gründung einer Institution gedenkt, wird sich bewusst, in welcher Traditionslinie er steht, der Lebensleistung wie vieler Menschen dies zu verdanken ist und welche Aufgabe und Herausforderung daraus erwächst, dieses Vermächtnis weiterzugeben und lebendig zu halten. Dieser Dank gilt vor allen den Ordensschwestern der Franziskanerinnen von Nonnenwerth, die die Schule aufgebaut haben, dann denen, die die Schule „getragen“ haben, als sie noch nicht bei der Schulstiftung aufgehoben war: hier in besonderer Weise Altdekan Berthold Mogel, der als Vorsitzender des vom katholischen Dekanat Heidelberg gebildeten Trägervereins „Mercedes e.V.“ zusammen mit Herrn Wolfram Simon, dem Leiter der Pfälzer Kath. Kirchenschaffnei, die seit den 70er Jahren die perso-

nelle und bauliche Erweiterung der Schule gefördert haben. Als Stiftungsdirektoren haben Herr Dr. Weisbrod und Herr Scherer die Geschicke der Schule gelenkt. In besondere Weise verdankt die Schule sicher ihren Leiterinnen das, was an Entfaltung und Prägung gestaltet wurde: Schwester Eleonore Horz (1930-1934), Schwester Tusnelde Euringer (1934-1940 und 1945-1949) Schwester Wilfrida Schrader (1949-1971), Schwester Wilhelma Heuermann (1971-1981), Schwester Roswitha Völzgen (1981-1997). Als erste Leiterin, die nicht Ordensschwester war, hat Frau Anneliese Friedrich von 1971 bis 1982 dem Gymnasium entscheidende Impulse gegeben, Schüler- und Lehrerschaft geformt.

Die beiden Schulen (eigenständige Realschule seit 1960; Gymnasium koedukativ seit 1983) durften sich freuen, dass viele Gäste von außen dem Fest die Ehre ihrer Teilnahme gaben: drei Bischöfe: **Erzbischof Dr. Robert Zollitsch**, der emeritierte **Erzbischof Dr. Oskar Saier** als Förderer der Schule während seiner langen Amtszeit und **Erzbischof Ernest Sambou aus dem Senegal**.

Die Bundestagsabgeordneten **Dr. Lamers und Lothar Binding, Frau Beate Weber**, die Oberbürgermeisterin der Stadt Heidelberg, der Schulpräsident des Regierungspräsidiums **Dr. Werner Schnatterbeck** als Vertreter von Kul-

tusministerin Dr. Schavan, die inzwischen zur Bundesbildungsministerin berufen wurde, Schulleiter und Lehrer der Heidelberger Schulen, der kath. Dekan **Dr. Klaus von Zedtwitz, Frau Elisabeth Behle**, die Schuldekanin als Vertreterin der evangelischen Kirche, Eltern und Gäste nahmen an dem Fest teil und freuten sich mit der Schule. Eine große Freude war es, dass als Vertreterinnen des Ordens der Franziskanerinnen die **Provinzoberin Schwester Maria Lay**, und Schwester **Coleta Brien**, die ehemalige Provinzoberin gekommen waren.

Aus Verbundenheit durch ihre langjährige Arbeit und Förderung der Schule waren gekommen: die ehemaligen Schulleiterinnen **Frau Anneliese Friedrich** (1972-1982 Gymnasium) und **Schwester Roswitha Völzgen** (1981-1997 Realschule), der Gründungsdirektor der der Schulstiftung: Herr **Dr. Adolf Weisbrod**; leider war der langjährige Vorsitzende des Trägervereins Mercedes e.V. Herr Dekan i.R. Bertold Mogel durch Krankheit verhindert.

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch hat den Festgottesdienst gehalten und in seinem Predigtwort die Bedeutung des kirchlichen Bildungsauftrags herausgestellt und das Engagement der Erzdiözese dazu bekräftigt. Er hat sich an die jungen Menschen gewandt und ausgehend vom Senecas Gedanken in der



Schulstiftung Freiburg

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch (hier mit Schulleiter Dr. Franz Kuhn) feierte das Jubiläum zusammen mit vielen weiteren Gästen

Schrift „*De vita beata – Vom glücklichen Leben*“ besonders hervorgehoben, dass ein tragfähiger Sinn für das Leben nicht in Oberflächlichkeit zu finden ist, sondern in der Besinnung auf die wahren Werte der christlichen Botschaft. „*Quaeramus ergo, quid optimum facu sit, non quid usitatissimum.*“ – „*Fragen wir uns also, was zu tun am besten ist, nicht was gewöhnlich am häufigsten getan wird.*“ (Seneca, *de vita beata* 2,2). Dies im eigenen Leben handelnd für Mitmenschen umzusetzen sei Nachfolge Christi und nicht trotzdem, sondern dadurch Voraussetzung selbst glücklich zu werden. Herr **Dietfried Scherer** hat als **Direktor der Schulstiftung** im Festakt den Bildungs- und Erziehungsauftrag einer



Schulstiftung Freiburg

katholischen Schule herausgestellt: sie ist eine Alternative, weil sie Schülerinnen und Schüler nicht nur über Leistung definiert, sondern das christliche Menschenbild in den Mittelpunkt stellt. Das bedeutet Mitverantwortung zu übernehmen für den Mitmenschen (Compassion) und Mitverantwortung für die Schöpfung. Kinder und Jugendliche von heute sind die Entscheidungsträger von morgen. „Deshalb müssen wir wissen, wovon wir sprechen, und, wovon wir überzeugt sind, durch eigenes Handeln in die Tat umsetzen.“

„Mit einem Abstand von 25 Jahren im Hinblick auf den 100. Jahrestag der Kirchweihe St. Raphael (am 16. Oktober 2005) ist die Schule St. Raphael sozusagen das ‚Kind‘, das mit seinen 75 Jahren

Nach der Musikdarbietung werden die Luftballons vorbereitet

zwar gewachsen, aber im Innern doch jung geblieben ist. Wie die Kirche ist auch die Schule eine ‚schola semper reformanda‘, was ihrer inneren Erneuerungsfähigkeit entspricht.“ In ihrer Ansprache hat Frau **Oberbürgermeisterin Beate Weber** die gute Zusammenarbeit der Stadt Heidelberg mit den St. Raphael-Schulen gewürdigt.

Nach dem Festgottesdienst wurden die Gäste im Schulhof vom Chor und Orchester der Realschule mit frohgestimmten Liedern und bei herbstlichem Sonnenschein aufsteigenden Luftballons empfangen.



Start der „himmlischen“ Botschafter:
366 blaue Luftballons

Schulstiftung Freiburg

Gleichsam als Geschenk der Erzdiözese zum Schuljubiläum war es der Schulstiftung gelungen, das Haus Handschuhsheimer Landstraße 75 (**K-Bau**) anzumieten. Dadurch wird das Raumangebot für die St. Raphael-Schulen verbessert: es können durch das Hinzukommen von 8 schulisch nutzbaren Räumen und durch Verlagerung von allgemeinen Unterrichtsräumen neue Fachräume entstehen. Ein Multimedia-Raum (Computerraum), ein dringend benötigter weiterer Fachraum für Naturwissenschaften, eine Lehrküche, ein Technikraum. Außerdem hat die Realschule für jede Klasse ein eigenes Klassenzimmer, ein eigenes Lehrerzimmer und Sekretariat erhalten. Wir sind für die dadurch mögliche Verbesserung des Raumangebotes der Schule St. Raphael besonders dankbar.

Für die Einrichtung des K-Baus haben **Eltern und Lehrer bis heute 7.630,00 € gespendet.**

Im weiteren Zusammenhang der Jubiläumsfeier standen noch andere Veranstaltungen: Ein gelungenes Schulfest am Samstag, 22. Oktober 2005, hatte die Festlichkeiten eingeleitet.

Die kulturelle Auftakt-Veranstaltung im K-Bau war in diesem Jahr der Zyklus von drei Abenden unter dem Stichwort **„Postmoderne“** und **„Der Tag“**. Einen einführenden Vortrag hat Herrn **Dr. Renn** vom Institut für Soziologie der Universität Erlangen gehalten. Am zweiten Abend hat Herr **Boehle** sein neues Bild „Ein Tag in der Postmoderne“ vorgestellt. Im Schlussvortrag hat **Robert Gruel** (Schüler der Jgst. 13) in erfri-

schend provozierender Weise eine Kritik an der derzeitigen politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit vorgebracht.

Ein besonderer Höhepunkt der Veranstaltungen im Zusammenhang mit dem 75-jährigen Jubiläum der Schule St. Raphael war am **2. Dezember** die Aufführung des **Weihnachtsoratoriums** von **Johann Sebastian Bach**. Besonders schön war es, dass der Chor der Unterstufe einbezogen war und mit **Felix Konetschny** (7b), **Avischag Müller** (10b) und **Isabelle Fellhauer** (12) Schülerinnen und Schüler solistisch aufgetreten sind.

Die **Theater-AG** hatte schon im Oktober unter Leitung von Herrn Werner **Die Trilogie des Aischylos „Die Orestie nach Aischylos“** aufgeführt. – Diese Aufführung ist für den Schultheaterwettbewerb in Berlin in die Auswahl der besten 18 von 136 Bewerbungen gekommen und hat Chance nach Berlin eingeladen zu werden..

Ein tief ergreifendes Erlebnis war das literarische **Tschechow-Portrait**, das die junge Schauspielerin **Anna Katharina Schmidt** am 30. Nov. gestaltet hat. Sie hat die Persönlichkeit Tschechows in seiner Zeit und für unsere Gegenwart lebendig werden lassen.

Franz Kuhn

Ende und Neubeginn

Zum 60. Jahrestag der Wiedereröffnung der St. Ursula-Schulen Villingen nach dem Zweiten Weltkrieg am 25. November 2005

60 Jahre sind seit der Wiedereröffnung der St. Ursula-Schulen nach dem Krieg und der zwangsweisen Schließung durch die Nazis 1940 vergangen. Wie war es damals zu dieser Schließung gekommen? Was waren die kirchenpolitischen und allgemein-politischen Zusammenhänge der 30er und frühen 40er-Jahre des 20. Jahrhunderts? Es war eine Zeit großer innen- wie außenpolitischer und ebenso kirchenpolitischer Krisen und sie war geprägt durch den Machtantritt Hitlers 1933.

In Sowjetrußland war das atheistische Regime Stalins mit Christenverfolgungen brutalster Art an der Macht, in Spanien wandte sich seit 1931 die Republik radikal gegen religiöse Orden, enteignete die Kirche und verbot kirchliche Schulen, und auch in Frankreich war 1932 die radikale Linke aus den Kammerwahlen siegreich hervorgegangen, kirchenpolitisch war also auch hier nur das Schlimmste zu erwarten.

Italien hatte mit Mussolini seit Jahren ein faschistisches System. Hier hatte es

allerdings aus kirchlicher Sicht gleichwohl einen bedeutenden Fortschritt oder besser gesagt eine Übereinkunft gegeben, die einen jahrzehntelangen Streit zwischen dem italienischen Staat und der Kirche beendete, nämlich die am 11. Februar 1929 abgeschlossenen sogenannten Lateranverträge bzw. die Gründung des Vatikanstaates als eines souveränen Staates mit dem Papst als Staatsoberhaupt auf italienischem Boden.

In diesem außen- und kirchenpolitischen Umfeld war also Hitler im Frühjahr 1933 in Deutschland trotz mancher Warnungen der katholischen Bischöfe und trotz deutlicher Wahlzurückhaltung der deutschen Katholiken bei der Wahl an die Macht gekommen. Aber er war an der Macht, wobei diese zunächst jedoch noch nicht besonders gefestigt war. Was tat er in dieser Situation? Um auch die Katholiken vermehrt für sich zu gewinnen, bot er den Bischöfen so etwas an wie Mussolini in Italien: einen international gültigen Vertrag, ein so genanntes Konkordat, das die wesentlichen Rechte der Kirche, darunter auch das Recht auf kirchliche Privatschulen, absichern sollte. Die Bischöfe schwankten. Unser Erzbischof Gröber war einer von denen, die unter dem Eindruck des noch nicht allzu lange zurückliegenden Kulturkampfes der Bismarckzeit und der aktuellen kirchenpolitischen Zustände im übrigen Europa dazu rieten, das

Aus der SS-Zeitschrift „Das Schwarze Korps“,
18. 10. 1935, S.2

Angebot anzunehmen. So kam es schon am 20. Juli 1933 zu jener Abmachung zwischen dem Vatikan und dem Dritten Reich, die eigentlich auch unsere Schulen hätte sichern sollen, von den Nationalsozialisten aber doch nur zur Sicherung der eigenen Macht in der Anfangsphase ihrer Herrschaft genutzt wurde. Stille gehalten wurde nur so lange, wie man sich noch unsicher und nicht ganz fest im Sattel fühlte.

Spätestens ab dem Jahr 1935 ging das NS-Regime dann aber auf verschiedenen Ebenen immer offener in seiner Propaganda, auf finanzieller Ebene, auf dem Wege von Verordnungen und schließ-

lich mittels Verboten gegen die kirchlichen Schulen vor. Man wollte keine Schulen, in denen ein Weltbild verkündet wurde, das von der wesentlichen Gleichheit aller Menschen vor Gott ausging, während die NS-Ideologie nur den arischen Menschen für wirklich lebenswert ansah.

Ganze Artikelserien, Pamphlete, Karikaturen und groß aufgezugene Gerichtsprozesse sollten Eltern und Erziehungsberechtigten klar machen, dass Klöster Lasterhöhlen seien und dass sie ihre Kinder den staatlichen Schulen zu überlassen hätten – Maßnahmen, die allerdings wenig Anklang fanden und die ganz im Gegenteil z.B. in St. Ursula Villingen im Schuljahr 1936/37 mit 173 Schülerinnen zu einem Rekordstand führten.

Als dann jedoch Papst Pius XI mit seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge“ 1937 die NS-Rassenlehre offen verurteilte, ließen die Nazis ihrerseits die letzten Rücksichten fallen und verboten noch im gleichen Jahr am 9. September ihren Beamten: „Es verträgt sich nicht mit den Pflichten eines Beamten des nationalsozialistischen Staates, wenn er seine Kinder einer privaten Schule zuführt“.¹ Das war ein Schlag, der St. Ursula innerhalb kürzester Zeit 2/3 seiner Schülerinnen

Unfruchtbar



Der Kirche zu eigen dem Satan verchworen
Und beide der Volksgemeinschaft verloren

NS-Propaganda gegen die kirchlichen Schulen. Aus der NS-Propaganda gegen Ordensleute.

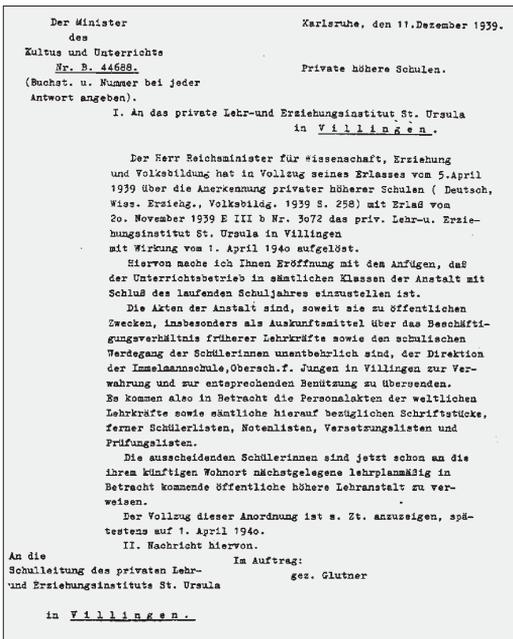
¹ Erlass des Reichsministers des Inneren vom 9. September 1937, in: Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Berlin 5. Oktober 1937

kostete. Im Schuljahr 1939/40 waren es statt 173 nur noch 65. Und auch für sie war das Ende absehbar. Das kam bald nach Kriegsbeginn 1939 und zwar mit Erlass vom 2. Dezember 1939 bezüglich der Haushaltungsschule und mit Erlass vom 11. Dezember 1939 bezüglich der Oberschule für Mädchen. Darin heißt es: „Der Herr Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat im Vollzug seines Erlasses vom 5. April 1939 das private Lehr- und Erziehungsinstitut St. Ursula – Villingen mit Wirkung vom 1. April 1940 aufgelöst. Die

ausscheidenden Schülerinnen sind schon jetzt an die ihrem künftigen Wohnort nächstgelegene lehrplanmäßig in Betracht kommende höhere Lehranstalt zu verweisen. Der Vollzug dieser Anweisung ist seinerzeit anzuzeigen, spätestens auf 1. April 1940“.²

Als mit Ende des Schuljahres Ostern 1940 der Schlussakt kam, waren, so heißt es in einer Aufzeichnung in unserem Archiv „alle anwesenden Eltern, Schülerinnen und Lehrerinnen tief und schmerzlich bewegt, war es doch kein gewöhnlicher Schlussakt, sondern Schulschluss lt. Verordnung des Reichsministers. Die Schülerinnen der obersten Klasse spielten damals das ergreifende Stück ‚Im Kreuz allein ist Heil‘ – wir haben das Kreuz als von Gott gesandt auf uns genommen und liebend zu tragen gesucht“.³

Während des Krieges dienten die Räume der Schule zur Unterbringung sogenannter Volksdeutscher, als Kriegsaltersheim und zur Unterbringung für evakuierte Karlsruher, meist gebrechliche ältere Leute. Die Schwestern selbst arbeiteten in den Villingener Pfarreien oder suchten sich sonst im kirchlichen oder sozialen Bereich nützlich zu machen.



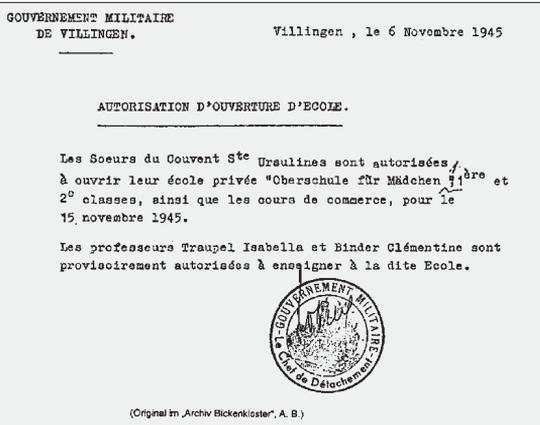
Abschrift des Auflösungslasses für das private
Lehr- und Erziehungsinstitut St. Ursula in Villingen

*Abschrift des Auflösungslasses für das
private Lehr- und Erziehungsinstitut St.
Ursula in Villingen*

² Abschrift im Archiv Bickenkloster, A.B.

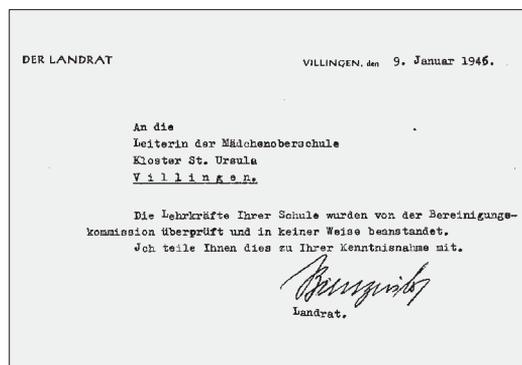
³ M. Andrea, „Kurze Geschichte der Schule von 1782 bis 1940, Wiederbeginn 1945“, Handschrift, Archiv Bickenkloster, A. B.

Nach dem Krieg und dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Ideologie war der Wunsch in der Bevölkerung nach einer religiös geprägten Schulausbildung und Erziehung der Kinder groß, und so stellten die Villingener Ursulinen bereits am 30. August 1945 eine Voranfrage an das badische Kultusministerium, ob sie wieder schulisch aktiv werden dürften. Da Baden französische Besatzungszone geworden war, durfte ohne Erlaubnis der Besatzungsbehörde in dieser Frage nichts entschieden werden. Da andererseits aber in Frankreich kirchliche Privatschulen sehr viel verbreiteter waren als in Deutschland und die kirchlichen Privatschulen ja von den Nazis verfolgt worden waren, war von Seiten der Franzosen kein Widerstand zu erwarten. Die Erlaubnis kam am 6. November 1945 und lautete:



Genehmigung der französischen Militärregierung zur Wiedereröffnung der St- Ursula- Schule vom November 1945

Lehrkräfte, die damals in Schulen tätig werden wollten, mussten überprüft werden, ob sie sich im „Dritten Reich“ als Nazis hervorgetan hatten oder gar schuldig gemacht hatten, aber das war bei den Schwestern natürlich kein Problem. Die entsprechende Bescheinigung kam vom Landratsamt am 9. Januar 1946 und lautete:



Den Lehrkräften von St. Ursula kann nicht die geringste Verstrickung mit dem NS-System nachgesagt werden, wie diese „Unbedenklichkeitsbescheinigung“ des Landrats dokumentiert

St. Ursula hätte also eigentlich am 15. November 1945 eröffnet werden können, wenn, ja wenn Heizungsmaterial vorhanden gewesen wäre. Aber die Lieferung von 5 Tonnen Koks Kohle verzögerte den Termin dann nochmals fast um zwei Wochen, bis die Chronistin am 26. November voller Dank in die Klosterchronik schreiben konnte: „Die Anmeldungen waren zahlreicher als wir erwarten durften. Heute haben wir mit

feierlichem Gottesdienst und in Vertrauen auf Gott die Schule wieder eröffnet. Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse fanden keine Aufnahmeprüfungen statt, alle 143 Schülerinnen wurden zur Probe aufgenommen“.⁴

Das war vor nunmehr 60 Jahren. Heute haben die St. Ursula-Schulen Villingen über 600 Schülerinnen und Schüler in 18 Klassen des Gymnasiums und 6 Klassen der Realschule und bereichern hoffentlich auch noch weit in die Zukunft hinein das Schulangebot der Stadt Villingen-Schwenningen für viele Schülerinnen, Schüler und deren Eltern.

Josef Oswald



Schulleiter OStD Josef Oswald begrüßte am 25.11.2005 anlässlich des 60. Jahrestages der Wiedereröffnung der St. Ursula Schulen nach dem Zweiten Weltkrieg Generalvikar Dr. Fridolin Keck und Stiftungsdirektor Dietfried Scherer. Daneben die Schwestern mit Superiorin Sr. Eva-Maria)

⁴ M. Andrea, a.a.O.

St. Ursula-Gymnasium Villingen 1945:

Neuer Anfang in alten Mauern

men, fangen sie an zu erzählen. Sechzig Jahre ist es her, seitdem sie in die höhere Schule kamen. Das Lehr- und Erziehungsinstitut St. Ursula Villingen/



Ein „Klassentreffen“ der besonderen Art: zwölf Damen, die bei der Wiedereröffnung der Sankt-Ursula-Schulen in Villingen 1945 zu den ersten Schülerinnen gehörten. Zum 60. Jahrestag ihrer Einschulung stellten sie sich im November 2005 den Fragen der Klasse 10 Gb.

Vorne von links: Erika Seidel, Erika Hebsacker, Ingelies Bolkart, Mechtilde Disch, Inge Hummel, Elisabeth Hog. Hinten von links: Adelheid Schweizer, Ruth Münch, Gertrud Schnee, Erika Laufer, Rita Funke, Friedhild Bär.

Die Schülerinnen und Schüler der 10 Gb staunen nicht schlecht. Eine Gruppe gesprächiger älterer Damen bevölkert das Klassenzimmer. Kaum angekom-

Schwarzwald, wie die St. Ursula-Schulen damals hießen, öffnete am 26. November 1945 wieder seine Pforte. Zu Ostern 1940 war die Schule durch die

NS-Regierung geschlossen worden. Jetzt hatte das Unrechtsregime ein Ende. Der Krieg war aus. Fünfeinhalb Jahre nach der zwangsweisen Schließung erlaubte die französische Besatzungsmacht den Neuanfang. „Irgendwer“ hatte es ihnen gesagt, dass die Schwestern von St. Ursula neues Leben in ihre ehrwürdige alte Schule einhauchen wollten. Frau Bolkart berichtet, dass sie in der Nähsschule, die von einer „evangelischen Schwester“ geleitet wurde, davon erfahren hatte. Offenbar war die Mundpropaganda so stark, dass die Lehrerinnen, wie die Ordensschwestern in der Schule genannt wurden, über hundert Mädchen begrüßen konnten.

Wer kam 1945 nach St. Ursula zur Schule?

Eine Sexta (5. Klasse) und eine Quinta (6. Klasse) mit jeweils etwa 40 Schülerinnen begannen in der Oberschule (später Progymnasium). Die erste Klasse der höheren Handelsschule war aus rund 25 Schülerinnen der Jahrgänge 1928 bis 1931 zusammengesetzt, welche die Volksschule bereits absolviert hatten. Das Schulgeld betrug anfangs 20 Reichsmark im Monat, was „damals viel Geld“ war. Zwei der Schülerinnen haben ihr Quittungsheft bis heute aufgehoben und zum Treffen mitgebracht.

Erster Schultag

Am ersten Schultag kamen sie durch das Portal in den Hof, wo sie von einer Schwester in Empfang genommen wurden. Sie waren zwar von den Müttern angemeldet worden, aber zur Einschulung gingen sie allein. Im Hof wurden sie namentlich aufgerufen. Lehrfrau Irmgard war Klassenlehrerin der Sexta, die ihr Klassenzimmer im Raum über dem Portal an der Bickenstraße bezog. Dieses Zimmer hieß auch „Glockenzimmer“, denn dort befand sich die Schulglocke,



Frau Bolkart (links, mit Frau Disch) erfuhr in der Nähsschule davon, dass die Schwestern von St. Ursula wieder eine Schule eröffneten.

die jede Stunde manuell geläutet wurde. Frau Gabriele führte ihre Handelsschulklasse in den Raum über der Küche (das heutige Büro der In-Via-Beratungsstelle). In den Zimmern standen Bänke für jeweils sechs Schülerinnen und „richtige Stühle“. Die Mädchen waren froh, die Schule jetzt „ohne

Schurz und Ärmelschoner“ besuchen zu dürfen, wie das in der Volksschule üblich gewesen war. „Morgens“, so berichtet Frau Hog, „ist eine ältere Klosterfrau gekommen, die geheizt hat.“ Die Öfen standen in den Klassenzimmern. Manche davon wurden vom Flur aus bedient. Die Schüler der 10 Gb wollen wissen, ob es in kalten Wintern „kältefrei“ gegeben hat. „Nein!“, lachen die Damen: „Wir haben halt dann den Mantel angezogen.“

„Wir waren ständig unterernährt.“

Ständiger Begleiter war damals der Hunger. Die ersten ein bis zwei Jahre gab es täglich eine Schulspeisung. Die Schülerinnen von St. Ursula gingen dazu mittags „mit dem Löffel in der Hand“ in die städtische Mädchenschule hinüber, die



Frau Bär (links, mit Frau Funke, Frau Münch und Frau Laufer) erinnert sich, dass es in der Schulspeisung der städtischen Mädchenschule nebenan schon einmal „gekrabbelt“ hat.

heutige Klosterringschule. Das Essen kam von der Care-Stiftung der Amerikaner. Ab und zu gab es ein Care-Paket mit nach Hause. Da fand sich vielleicht ein Päckchen Kaffee oder eine Flasche Öl darin. Oft gab es Reisbrei oder Linsen bei der Schulspeisung. Frau Bär erinnert sich, dass es in den Linsen schon einmal „gekrabbelt“ hat... Doch sie waren froh, etwas Richtiges zu essen zu bekommen. Frau Hebsacker von der Handelsschule merkt zu diesem Mittagessen allerdings an: „Das haben nur die Sextaner bekommen. Wir waren dafür schon zu alt.“

„Die Väter – wo waren sie?“

Die Kriegsvergangenheit hatte noch weit belastendere Folgen. Viele Schülerinnen hatten keinen Vater mehr. Und viele hatten keine Nachricht von ihm. War er tot? War er vermisst? Bestand Hoffnung, dass er wieder heim kam? Frau Laufer berichtet: „Mein Vater war vermisst bis 1971. Erst dann wurde er in Wien gefunden.“ Sebastian aus der 10 Gb kann sich dazu vorstellen, dass die wieder eröffnete Schule ein Stück Rückkehr zur Normalität war und ein Ausdruck des Willens zum Wiederaufbau.

Kleidung aus Tischdecken

Wer nach dem Krieg noch etwas besaß, setzte es in Essbares um, sogar Kleidung und Stoffe. Deshalb war Kleidung Mangelware. Für Frau Schweizer wurde eine

gestickte Tischdecke zu Rock und Boléro umgenäht: „Sah ganz toll aus nachher.“ Obwohl es für die Schülerinnen aus der Stadt – im Gegensatz zu den späteren Internatsschülerinnen – keine Kleiderordnung gab, musste man auch in diesen Zeiten in St. Ursula bestimmte Bekleidungsregeln einhalten. Frau Bär erzählt: „Ich habe einmal eine alte Schneehose vom Vater bekommen. Es war Winter, es hatte viel Schnee, es war kalt, und ich habe voll Stolz diese Hose angezogen und bin in die Schule. Da musste ich nach der ersten Stunde heim, weil es sich nicht ziemte für ein anständiges Mädchen aus einer anständigen Familie, in Hosen rumzulaufen.“

Welche Fächer wurden unterrichtet?

Im Gymnasium gab es die üblichen Fächer. Die Sprachenfolge war Französisch – Englisch. Darüber hinaus wurde Handarbeit unterrichtet. In der höheren Handelsschule lernte man neben den Wirtschaftsfächern wie Buchhaltung, Betriebslehre und Warenkunde auch Kunstgeschichte und Lebenskunde.

Anstandsunterricht

Wie sah ein Unterrichtstag aus? Er begann jeden Tag mit einem Gebet vor der ersten Stunde. Jeder Vormittag bestand aus fünf Unterrichtsstunden zu

je 55 Minuten, auch der Samstag. Bücher hatten nur die Lehrerinnen. Sie trugen den Unterrichtsstoff daraus vor, und die Schülerinnen „sudelten“ mit oder schrieben Kurzschrift (Steno) und fertigten zu Hause eine Reinschrift an. Weil auch Papier wertvoll war, diente häufig eine alte Zeitung als Konzeptpapier. Ann-Kathrin will wissen, wie die Damen damals ohne Bücher lernen konnten. Frau Hebsacker erklärt: „Wir waren wissbegierig und haben viel aus-



Frau Laufer (links, mit Frau Schweizer): „von Hand ein Unterhemd aus Nesselstoff genäht...“

wendig gelernt. Außerdem hatten wir keine Ablenkung vom Fernsehen usw.“ Eine Besonderheit war das Fach Lebenskunde, das auch „Anstandsunterricht“ genannt wurde. Dort lernte man den „Hofknicks“, wer wem vorgestellt wird, wie man einen Stuhl anbietet und den Mantel abnimmt. Man lernte den „Respekt vor älteren Leuten“, dass man ruhig ist, wenn Ältere sprechen und

dass man überhaupt leise zu sein habe. Der Sportunterricht fand im Gymnastiksaal, dem heutigen Musiksaal, statt. Man turnte zuerst im Rock („weil wir nichts anderes hatten“), später in der schwarzen Gymnastikhose. „Wir haben viel mit dem Ball geturnt“, erinnern sich die Damen. „Und einmal sind wir sogar Ski fahren gegangen.“

Ursulinen-Schwestern von damals als Lehrerinnen

Schulleiterin der Oberschule war Lehrfrau Andrea. Frau Schweizer erinnert sich: „Die Schule begann um 7.40 Uhr. Aber Frau Andrea stand an der Türe mit strengem Blick, und wenn es 7.35 Uhr war und man war noch nicht drinnen, war man schon zu spät.“ Lehrfrau Scholastika unterrichtete Sport und Handarbeit. Ihr Spitzname war „Stichlein“. Frau Laufer berichtet: „Wir haben ein Unterhemd von Hand aus Nesselstoff genäht.“ Vom Stoff hat sie noch ein Stück übrig und lässt die Zehntklässler daran fühlen. Lehrfrau Canisia gab Musikunterricht. An Fasnet verwandelte sich der Gymnastiksaal in einen Ballsaal für die Schülerinnen. Zum Tanz machte Schwester Canisia die Musik. Schulleiterin der Handelsschule war Lehrfrau Christa. Frau Hebsacker schwärmt: „Bei ihr hatten wir auch Philosophie, z. B. Sartre. Und wir hatten zum ersten Mal das Gefühl, als Erwachsene angesehen zu werden.“

Streiche

Die Schüler der 10 Gb wollen wissen, welche Streiche die Damen in ihrer Schulzeit verübt haben. Frau Schweizer dazu: „Wir waren so streng gehalten, wir haben ja nicht mal gedacht, was anzustellen.“ Eine Sache fällt Frau Hog dann doch ein: „Wir hatten einmal Religionsunterricht, aber der Herr Stadtpfarrer, der Dekan Weinmann, ist nicht gekommen, und da haben wir Mädchen halt getanzt. Das war für uns ein Streich.“ Die meisten Schülerinnen



Frau Hog (rechts, mit Frau Hummel): „...im Klassenzimmer getanzt, als der Stadtpfarrer nicht zum Religionsunterricht kam...“

kannten die Ursulinen-Schwestern bereits aus der städtischen Mädchenschule. Frau Münch erinnert sich, dass sie dort ausschließlich Klosterschwestern als Lehrerinnen hatte. Man wusste, dass es streng zugeht im Kloster. Streng waren etwa die Klassenarbeiten, wenn

man zum Englisch-Test einen Stock höher gehen musste, in ein größeres Klassenzimmer, wo immer nur zwei Schülerinnen an einer Sechserbank saßen. Aber das Kloster war auch „bekannt dafür, dass niemand sitzen bleibt...“ Frau Bolkart hat ihr erstes Aufsatzheft dabei mit der wohl allerersten Deutsch-Klassenarbeit vom 18.12.1945. Es ist eine Nacherzählung mit dem Titel: „Wie Benedikt die Schafe heimführt“. Schwester Christa gab für Inhalt und schriftliche Darstellung jeweils eine Zwei. Doch bei nur fünf Zeichensetzungsfehler auf vier DIN-A-5-Seiten schrieb sie: „Satzzeichen mangelhaft!“



Frau Schweizer: „Ich möchte wissen, ob es den jungen Leuten heute auch so gut gefällt, wie es uns gefallen hat.“

Strenge und Offenheit

„Was mich eigentlich heute noch wundert“, merkt Frau Hog an: „Wir waren viele Evangelische bei uns in der Klasse.“ Sogar Pfarrers Tochter, der zum

Religionsunterricht kam, war dabei. „Das spielte aber überhaupt keine Rolle“, ergänzt Frau Schweizer. Zum feierlichen Abschluss des ersten Schuljahres in der wieder eröffneten Schule



Frau Hebsacker: „Wir hatten in St. Ursula das erste Mal das Gefühl, als Erwachsene angesehen zu werden.“

wurde am 30. Juli 1946 ein Theaterstück aufgeführt. Frau Bolkart hat den Programmzettel aufbewahrt: Das Schauspiel „Heiliges Feuer“ spielte im antiken Rom am Tempel der Vesta. Die Mädchen schlüpfen in die Rolle von vornehmen Römerinnen, Vestalinnen und sogar einer Oberpriesterin. Danach hielt Münsterpfarrer Weinmann eine Ansprache. Der Schlussakt wurde mit dem dreistimmigen Chor „Holder Friede“ beendet.

Ausflüge und Ferien

Die Schulausflüge führten meistens zum Klosterhof, hin und zurück zu Fuß. Dort wurde Völkerball gespielt, und es

war immer sehr lustig. Frau Seidel, die ihr Tagebuch von damals aufbewahrt hat, stellt fest, dass der erste Schulausflug am 17. Juli 1946 nach Salvest und zur Klosterkirche Maria Tann führte. Die Ferien waren hingegen vollständig geprägt von der Nahrungsmittelbeschaffung. Viele arbeiteten in der Landwirtschaft. Im Sommer hieß es Kartoffelkäfer sammeln oder Ähren lesen. Eine der Damen erinnert sich, wie sie mit dem Leiterwagen voller Korn zur Mühle nach Klengen gelaufen ist. Im Herbst gab es immer ein paar Tage erntefrei. Dann hieß es Kartoffeln ausmachen oder Torf stechen am Neckarursprung. Andere mussten Obst hamstern. Sie berichten davon, wie sie mit einem Koffer in die überfüllten Züge in Richtung Gengenbach oder Hegau gestiegen sind und wie sie Angst hatten, dass man ihnen im Gedränge die teuer erbettelten Äpfel „abnehmen“ könnte.



Frau Seidel (mit Cornelia): „Wir hatten eine ganz tolle Kameradschaft in der Klasse – auch später noch.“

Anekdote vom Schulausflug zur Burg Wildenstein

Einmal machten die Schülerinnen einen zweitägigen Ausflug. Er führte mit dem Zug nach Beuron und von dort zur Burg Wildenstein. Eine der Schülerinnen hatte die Zugtoilette besucht und etwas Toilettenpapier mitgenommen. Als nun ein Kontrolleur kam mit dem Ruf: „Papiere!“, zeigte die Schülerin ihr Toilettenpapier vor.

...und Jungs?

Die Schülerinnen und Schüler der Klasse 10 Gb wollen wissen, wie es in der Schule war – so ganz ohne Jungs. Die Damen



Sebastian: „Wie war das mit den Ferien?“

lachen: „Man konnte es sich mit Jungs gar nicht vorstellen.“ Frau Funke erinnert sich, dass es verboten war, an den Fenstern der Bickenstraße Jungen nachzuschauen. Frau Münch erzählt: „Eine von uns war im Konfirmationsunter-

richt. Da hat sie sich am Nachmittag mit einem Jungen getroffen – in Klostersnähe. Eine Klosterschwester hat sie gesehen und am anderen Tag zu ihr gesagt: „So mach weiter, dann endest du in der Gosse!“

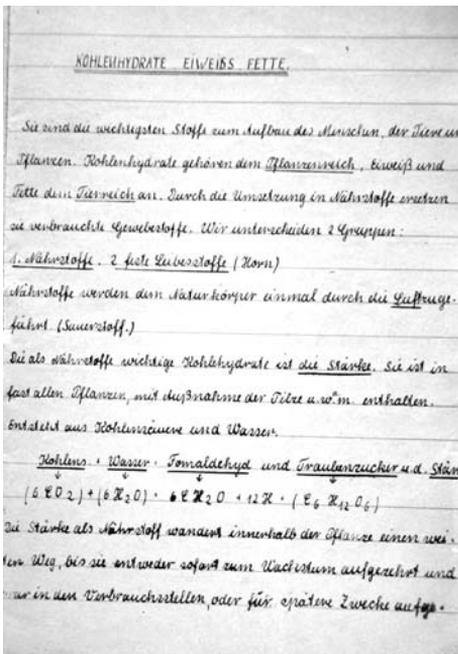
„Die Damen waren sehr gesprächig.“

Am Ende des Gesprächs möchten die ehemaligen Schülerinnen einiges von den heutigen Schülern erfahren. Man stellt fest, dass es bei allen Unterschieden eine auffällige Gemeinsamkeit für



Frau Schnee (rechts) mit ihrer Enkelin Ulrike (Mitte) und Claudia

beide Schüलगenerationen gibt: Damals wie heute war und ist es für junge Leute nicht einfach, Arbeit und Perspektive zu finden. Frau Hebsacker meint, dass die Situation heute genau so ist, wie es bei ihr war, als sie einen Ausbildungsplatz gesucht hat: „Die erstbeste Berufsausbildung – wenn ich sie bekomme, nehm’ ich sie mit.“ Nach den Unterschieden zwischen damals und heute gefragt, stellt Elisabeth fest:



Erste Seite aus dem Schulheft von Frau Bolkart zur Warenkunde (1945)



Janine (links) und Ann-Kathrin

„Sie hatten wohl mehr Disziplin – im Unterricht und generell. Und ich würde sagen, es war für Sie ‘ne schöne Zeit, und es ist für uns heute ‘ne schöne Zeit.“



Franka

Es würde wohl keiner tauschen wollen.“ Mit diesem Schlusswort werden die zwölf Damen zu einem Gruppenbild gebeten und herzlich verabschiedet. Im Rückblick auf das Treffen finden die Schülerinnen und Schüler der Klasse 10 Gb: „Die Damen waren sehr gesprächig. Sie haben, wenn Fragen von uns kamen, alle mit Freude beantwortet. Hat jemand mit einem Thema angefangen, hat jede etwas dazu gesagt. Dadurch dass sie mit Begeisterung erzählten, konnte man sich richtig vorstellen, wie es damals war. Wir waren (fast) überfordert mit den vielen interessanten und lustigen Geschichten und Erfahrungen. Wir hätten noch viel mehr fragen können, doch es war gegen Ende kaum noch ein Durchkommen“



Michael (links) und Sebastian



10 Gb (mit Schülerinnen von 1945): „Es war interessant, die Frauen zu beobachten und wie sie sich gefreut haben.“

Fotos: **Elisabeth Schliebs**

Text und Layout: **Franka Nolle, Janine Roth, Claudia Stange, Matheo Baurmann, Michael Enzmann, Sebastian Staudt, Johannes Kaiser (verantw.)**

Ein Projekt der Klasse 10 Gb, November 2005

In Villingen scheint die Sonne auch für Ocongate

„Der Klimawandel schreitet unvermindert fort, mit drastischen Konsequenzen. Besonders macht sich das für die Ärmsten der Armen in den Entwicklungsländern bemerkbar.“ (Klaus Töpfer, Direktor des UN-Umweltprogramms)¹

„Safe energy“ – mit diesem Slogan und einem verfremdeten Superman-Logo machte sich eine sehr ideenreiche und tatendurstige Natur-AG-Gruppe der St. Ursula-Schulen in Villingen vor vier Jahren daran, ihre Mitschüler für eine Idee zu begeistern: Es lohnt sich für die Umwelt, aber auch für die Schule selbst, auf den Umgang mit der Energie im Schulalltag zu achten.



Schulstiftung Freiburg

Die Fotovoltaik-Projekt wird in Angriff genommen

¹ Interview in Publik-Forum 13/2005 S. 8f

Fünf weitere Stiftungsschulen machten damals mit, denn die Aktion war eingebunden in das Projekt „Nichtinvestives Energiesparen“ der Schulstiftung in Zusammenarbeit mit der Energieagentur econzept. Eine wichtige Aufgabe dabei war es, durch Verhaltensänderungen bei allen Mitgliedern der Schulgemeinschaft den Energie- und Wasserverbrauch zu verringern.

Was den Projektzeitraum überdauerte, war eine Abmachung zwischen Schule und Schulstiftung: Die Hälfte der eingesparten Energie- und Wasserkosten kommt der Schule zugute. Dieses sog. Fifty-fifty-Modell bringt seither nicht nur Gewinn für die Umwelt, sondern auch für die Schulkasse in Höhe von insgesamt mehr als 10.000 Euro.



Das Letzte Modul der Anlage wird eingefügt

Schnell waren sich alle Verantwortlichen einig, dass dieses Geld wiederum nachhaltig für Mensch und Umwelt wirken sollte. So entstand die Idee, eine Photovoltaikanlage auf das Dach der Schule zu setzen. Zum einen sollte diese Anlage klima- und umweltfreundlichen Strom liefern, wie das auch schon seit einiger Zeit die Solaranlagen von anderen Stiftungsschulen tun. Zum anderen sollte sie Gelegenheit schaffen, sich im Unterricht und im außerunterrichtlichen Bereich physikalisch-experimentell und gesellschaftlich-politisch mit dieser regenerativen Energiequelle auseinander zu setzen.



Schulstiftung Freiburg

Nachhaltiges Handeln hat aber auch eine soziale Dimension. Es bot sich die Gelegenheit, den Einsatz für die regenerative Energie zu verknüpfen mit einem Eine-Welt-Projekt, das bereits seit 19 Jahren an den St. Ursula-Schulen etabliert ist. Seit 1986 sind die Schulen integriert in das Peru-Partnerschaftsprojekt der Münstergemeinde Villingen. Schüler, Lehrer und Eltern haben seither viele Ideen entwickelt und die verschiedensten Aktivitäten, Spendenaktionen und Projekte durchgeführt, um die Lebensumstände der Kinder und

Jugendlichen in der 10.000 km entfernten Hochlandgemeinde von Ocongate im südlichen Andenraum zu verbessern und den Kontakt dorthin zu pflegen. Die der Quechua-Ethnie zugehörigen Menschen in diesem Marginalraum sind gezeichnet von großer Armut, die Kindersterblichkeit ist eine der höchsten weltweit.

die fertige Fotovoltaik-Anlage liefert sauberen Strom

Diese Partnerschaft und soziale Verpflichtung wurde nun verknüpft mit dem schulischen Energie-Projekt. Die Erträge der PV-Anlage werden langfristig nachhaltige Projekte in Ocongate finanziell unterstützen. Es geht auch darum zu zeigen, dass die Schulgemeinschaft bereit ist, dauerhaft und hoffentlich mit ermutigender Wirkung Verantwortung in unserer einen Welt zu übernehmen.

Inzwischen wurde von Lehrern, Eltern und Freunden der Schule zusammen mit der Schulleitung und dem Kloster St. Ursula ein Verein mit dem Namen „intipacha“ gegründet. Der Name ist ein Begriff aus der Quechua-Sprache und lässt sich mit „Sonnenszeit“ übersetzen. Das bringt unseren Wunsch zum Ausdruck, einerseits bei uns die Sonne zunehmend als Energiespender wahrzunehmen und andererseits mitzuhelfen, dass für die Menschen in Ocongate die Lebensumstände erträglicher und „sonniger“ werden.

Die Schöpfung bewahren, natürliche Ressourcen und Energie sinnvoll nutzen und soziale Verantwortung übernehmen, das sind Themen, die der Verein ins Schulleben tragen will. Außerdem wird er für die Wartung der Photovoltaik-Anlage Sorge tragen und darauf achten, dass die Erträge daraus den Kindern und Jugendlichen in Ocongate zu Gute kommen.

Eine erste Aktion von Verein und Schule war die Organisation und Durchführung des diesjährigen Sommersporttages. Unter dem Motto „Sunrun – Laufen für die Umwelt und für Ocongate“ fand der erste Energiesporttag unserer Schule statt. Anregungen dafür bekamen wir u.a. von den Stiftungsschulen in Stegen und Ettenheim.



Witzige Werbung für das SUNRUN-Projekt zugunsten von Ocongate/Peru

In Zweiergruppen oder allein versuchten die Schüler möglichst viele Punkte durch ausdauerndes Laufen und bei einem ausgeklügelten Geschicklichkeitsparcours zu sammeln. Abwechslung brachten eine Präsentation und den Altersstufen entsprechende Filme mit passenden Fragebögen. Mit deren Hilfe konnten sich die Schüler über Möglichkeiten zukunftsfähigen Umgangs mit Energie in der Einen Welt informieren. Bereits im Vorfeld des Sporttages hatten sich die Schüler Sponsoren gesucht, die jeden erlaufenen und erkämpften Punkt mit einem kleinen Geldbetrag honorierten. Das Ergebnis war die stolze Summe von über 7000 €. Damit kann die im Frühjahr errichtete Photovoltaikanlage auf dem Dach der Schule abgezahlt und

demnächst eine Visualisierung dazu in der Pausenhalle installiert werden. In Zukunft wird der gesamte erwirtschaftete Ertrag der Anlage den Kindern und Jugendlichen in unserer Partnergemeinde Ocongate/Peru zukommen.



Schulstiftung Freiburg

Impressionen vom SUNRUN-Lauf

Als Stiftungsschule fühlen wir uns in besonderer Weise aufgefordert, dem Konziliaren Prozess beispielhaft konkrete Gestalt zu geben. Wir wollen den Zusammenhang zwischen der Verantwortung für die Eine Welt und die Umwelt an unserer Schule sichtbar machen. Mit der Verknüpfung von Energiesparen, Nutzung regenerativer Energien und dem Einsatz für ausgegrenzte und benachteiligte Menschen wollen wir einen Beitrag für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung leisten.



Kinder der Quechua-Ethnie gehören zu den am meisten benachteiligten Menschen auf der Welt



Strahlende Gesichter beim gemeinschaftlichen Essen...



Was die Gesichter erzählen...

Das Engagement einiger ehemaliger Schüler in Peru und Bolivien lässt uns hoffen, dass auch dieses neue Projekt Kreise ziehen kann. Die Idee liegt vielleicht nicht so fern, auch in den ärmsten Regionen mit umweltfreundlicher Energietechnologie auf nachhaltige Weise Probleme anzugehen. Warum nicht Solarenergie für Ocongate?

Stefan Storz

10 Jahre „El Kinder“ – Eine-Welt-Arbeit an der Lieb- frauenschule Sigmaringen

„Helfen wir mit, der Welt eine Seele zu geben!“ Dieser Satz aus dem letzten Weihnachtsbrief von Schwester Christiane Emig zeigt an, in welche Richtung die Schulgemeinschaft der Liebfrauenschule seit nunmehr 10 Jahren mit diesem Projekt geht.

Den Kontakt für die langjährige Zusammenarbeit mit dem Projekt in Honduras vermittelte die damalige stellvertretende Schulleiterin Sr. Marietta, wie Schwester Christiane ebenfalls eine Schwester vom Orden der Franziskanerinnen aus Erlenbad. Schwester Christiane ist seit 1989 in Honduras, arbeitete dort zunächst im Norden des Landes bei Straßenkindern und bekam 1991 die Aufgabe, für die „Sociedad Amigos de los Niños“ in einem Dorf für allein erziehende Mütter eine Kindertagesstätte zu bauen. Die Mütter, die oft einen langen Leidensweg hinter sich haben, können mit ihren Kindern in kleinen Häusern wohnen und finden im Dorf Beschäftigung. Die Tagesstätte „El Kinder“ wurde 1995 eröffnet und bietet Platz für 70 bis 80 Kinder, die dort ab dem Krabbelalter bis zur Vorschule verpflegt und betreut werden. Während der Arbeitszeit der Mütter kümmern sich Schwester Christiane bzw. von ihr eingestellte Frauen

unter der Leitung einer Erzieherin um die Kinder. Die Liebfrauenschule unterstützt diese Kindertagesstätte seit nunmehr 10 Jahren mit regelmäßigen und bisher stetig ansteigenden Spenden.

Viele verschiedene Aktionen aus dem Schulalltag und darüber hinaus zeigen eine enge Verbundenheit der Schulgemeinschaft mit ihrem Projekt. So haben mittlerweile mehr als 30 Klassen unserer Schule das Schulprojekt stets vor Augen, und zwar in Form eines Patenkindes, dessen Foto mit „Steckbrief“ in der Klasse aufgehängt ist. Die Klasse bestimmt selbst einen Modus, wie sie zur Unterstützung des Kindes beitragen will. Viele geben regelmäßig etwas von ihrem Taschengeld, andere verkaufen Kuchen in der großen Pause und ganz besonders ergiebig, was das Spendenaufkommen betrifft, ist immer wieder der Weihnachtsmarkt, für den Schüler und Eltern fleißig basteln und backen. Sie verkaufen die Ergebnisse ihrer Arbeit an einem Weihnachtsmarktstand in Sigmaringens Fußgängerzone und so erzielten im letzten Schuljahr 6 beteiligte Klassen insgesamt einen Erlös von 2550 €.

Ich besuchte mit meiner Familie im Jahr 2001 Schwester Christiane und das Dorf „El Paraiso“ mit der Kindertagesstätte „El Kinder“: Seither geben wir den neuen 5. Klassen zu Schuljahresbeginn mit selbst gemachten Dias und der Übermittlung eigener Eindrücke von

Land und Leuten in Honduras einen ersten Einblick in die Zusammenarbeit mit dem Projekt. Dies soll den Schülern bewusst machen, dass unser Blick über unseren Wohlstand hinausgehen muss und wir auch immer Verantwortung für Menschen tragen, die in den benachteiligten Ländern der Erde leben.

Im vergangenen Schuljahr haben drei Kolleginnen, die das Schulprojekt betreuen, die Idee eines „Fairen Frühstücks“ aufgegriffen, und ein solches Frühstück mit fair gehandelten Waren für alle 6. Klassen angeboten. Die dabei für ein gemeinsames Frühstück angebotenen Lebensmittel wurden soweit möglich aus dem Sigmaringer Dritte-Welt-Laden bezogen, die schuleigene Küche trug ebenfalls ihren Teil dazu bei. Im Vorfeld wurde im Rahmen von „Gomes“ (eine Stunde, die für Gottesdienst, Meditation oder Singen vorgesehen ist) das Thema „fairer Handel“ besprochen und so manches Kind entdeckte beim „Fairen Frühstück“ neue Vorlieben für bisher Unbekanntes.

Zur Feier des 10-jährigen Bestehens unserer Partnerschaft mit „El Kinder“ gestaltete der Chor „Wir für Euch“ einen absoluten Höhepunkt. Er veranstaltete auf Anregung und mit viel organisatorischer Mithilfe einer Kollegin, ebenfalls Sängerin im Chor, ein Konzert für „El Kinder“ und spendete den gesamten Erlös.

Große finanzielle Unterstützung haben wir dem Dritte-Welt-Laden Sigmaringen und dem Weltladen Winterlingen, einer Nachbargemeinde, zu verdanken. Auch bei unserem jährlichen Adventsverkauf an der Schule arbeiten wir eng mit dem Dritte-Welt-Laden Sigmaringen zusammen. Eine Gruppe von Schülern und Lehrern bietet Waren aus dem Laden zum Verkauf an, und mancher findet dabei ein „Weihnachtsgeschenke“.

Es ist schön zu erleben, wie im Lauf der Jahre unsere Arbeit weitere Kreise zieht und immer wieder Eltern oder Personen von außerhalb der Schule auf uns zukommen und unser Projekt und damit Schwester Christiane unterstützen wollen. Sie kann sämtliches Geld ohne einen Cent Abzug für den Unterhalt ihrer Kindertagesstätte verwenden und ist inzwischen sogar in der Lage, ihre Hilfe auf weitere Projekte auszudehnen, etwa beim Bau und der Ausstattung neuer Räume für die Schule und die Berufsschule des Dorfes, oder bei der Unterstützung einzelner allein erziehender Frauen. Dieses Schuljahr feiert die Liebfrauenschule ihr 50-jähriges Bestehen. Aus diesem Anlass ist geplant, einen Flohmarkt für unser Projekt zu veranstalten.

Schwester Christiane hält uns per e-mail mit Briefen und Bildern stets auf dem Laufenden über ihre Arbeit. Auch bei ihren Deutschland-Besuchen macht sie

regelmäßig einen Abstecher nach Sigmaringen, besucht Patenklassen und hält so den engen Kontakt. Im Moment plant sie, noch mindestens 4 Jahre in „El Paraiso“ weiterzuarbeiten, bevor sie in den verdienten Ruhestand geht. Die einheimische Leiterin von „El Kinder“ hat eine vierjährige berufsbegleitende Ausbildung begonnen, die sie in die Lage versetzt, Schwester Christianes Werk in „El Paraiso“ weiterzuführen. In Honduras gibt es keine staatlichen Kindergärten. Erst die Erziehung, Förderung und schulische Ausbildung versetzt die Menschen in die Lage, an ihrer Situation sinnvoll etwas zu verbessern. Bei dieser Hilfe zur Selbsthilfe wollen wir „El Kinder“ unterstützen, und helfen, „der Welt eine Seele zu geben!“

Birgitta Fürst,
Liebfrauenschule Sigmaringen

Vom „Kulturschock“ zum sozialen Engagement

Schülerinnen der „Eine Welt-AG“ des St. Ursula-Gymnasiums berichten über ihre Indien-Reise

In den Weihnachtsferien reisten 13 Schülerinnen der Oberstufe des St. Ursula-Gymnasiums Freiburg nach Indien. Diese Schülerinnen arbeiten schon seit vielen Jahren in der „Eine-Welt-AG“ der Schule mit, in der sich im Schuljahr 2005/06 derzeit fast 120 Schülerinnen engagieren. Diese AG unterstützt schon seit vielen Jahren die Arbeit einer von der niederländischen Steyler Ordensschwester Schwester Baptista Simons gegründeten indischen Ordensgemeinschaft. Diese indischen Schwestern setzen sich für die Allerärmsten ein, u. a. für die Weiterbildung von Frauen und die Ausbildung von Mädchen. Daher hat sich die AG als Aufgabe gestellt, für viele Adivasimädchen (Ureinwohner) jeweils für ein Schuljahr die Kosten für deren Ausbildung zu übernehmen. Das Ziel der Reise war es, die Arbeit dieser Schwestern vor dem Hintergrund der sozialen Verhältnisse Indiens persönlich kennen zu lernen. Die Leiterin der AG, Frau Studiendirektorin Menz, hat über einen längeren Zeitraum hinweg die jungen Schwestern dieser Gemeinschaft in Indien unterrichtet und pflegt durch viele Begegnungen vor Ort einen intensiven Austausch mit den Schwestern.

„Kulturschock Indien“, so heißt der Reiseführer, den wir alle gelesen hatten. Er beschreibt unsere ersten Tage in Indien ziemlich genau. Als wir in Bombay aus dem Flugzeug steigen, finden wir uns im fremden Chaos wieder. Es ist noch dunkel, doch die Straßen sind längst erwacht. Im Bus sammeln wir unsere ersten Eindrücke. Wir sind geschockt – auf den Bürgersteigen schlafen Menschen. Verkehrsregeln scheint es nicht zu geben. Busse, Autos, Mofas, Fahrräder und Ochsenkarren fahren durcheinander. Jeder, wo er will, Hauptsache hupend.



Gruppenfoto mit den Indischen Gastgebern bei einem gemeinsamen Ausflug

Immer wieder klopfen dürre, oft verstümmelte Kinder an unsere Autoscheiben und betteln um Geld. „Diese Kinder werden absichtlich verstümmelt, damit sie beim Betteln mehr Geld bekommen. Wenn ihr Geld gebt, dann unterstützt ihr diese menschenverachtende Einnah-

mequelle“, erklärt uns unser Führer, der uns einen Tag durch Mumbai begleiten wird, um uns die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu zeigen. Ein silberfarbener Mercedes A-Klasse braust an Slums vorbei, und vor prächtigen Palästen liegen wieder Kinder im Dreck. Bombay ist die größte Wirtschaftsmetropole Indiens, aber trotzdem eine Stadt voller Elend. Offiziell heißt Indiens Wirtschaftsmetropole jetzt wieder „Mumbai“, seit eine von den Hinduparteien geführte Stadtregierung den ursprünglichen, auf die Göttin „Mumba Devi“ zurückgehenden Namen wieder eingeführt hat. Mehr als 18 Millionen Einwohner drängen sich auf einer Halbinsel zusammen, viele davon sind aus allen Regionen des riesigen Subkontinents buchstäblich angeschwemmt worden in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Jahr für Jahr nimmt Mumbai rund eine Million Zuwanderer auf, nur die wenigsten finden eine Unterkunft. Viele spannen einfach eine Plastikplane über den Bürgersteig oder errichten auf ungenutzten Flächen eine Hütte aus Wellblech oder Pappe. Jeder vierte Bewohner Mumbais lebt in einem Slum. Was zählt der einzelne Mensch? – so fragen wir uns während unserer Reise oft.

Und mittendrin sind wir. Wir – das sind 13 Schülerinnen des St. Ursula-Gymnasiums Freiburg und unsere fünf erwachsenen Begleiter. Unser Ziel ist jedoch nicht Bombay, sondern Indore, eine Mil-

lionenstadt im Staat Madyha Pradesh, wo wir zwei Wochen im „Social Welfare Centre St. Joseph“ verbringen werden. Unser Ziel ist das Mutterhaus der von Schwester Baptista Simons gegründeten indischen Ordensgemeinschaft. Im sogenannten „Social Welfare Centre“ leben Schwestern, Novizinnen und Postulantinnen. Ebenso befinden sich dort ein Frauenzentrum, in welchem indische Frauen weitergebildet werden und in einer Näherei unter der Leitung der Schwestern ihren Lebensunterhalt für sich und ihre Familie verdienen können, eine Dispensary (Krankenstation), in der arme Menschen von den Schwestern gesundheitlich betreut werden, und ein Altenheim, in dem alte Menschen, die niemand mehr haben, ein Zuhause gefunden haben. Oft fühlen wir uns wie im Film „Sister Act“. An Weihnachten und Neujahr führen die Schwestern Tänze und Sketche auf und singen. Außerdem leben dort z. Zt. etwa 30 Mädchen in einem Kinderhaus, das den schönen Namen „Hamara“ trägt, was „von uns“ bedeutet. Diese Mädchen – aber auch Jungen – wurden von ihren Eltern ausgesetzt. Sie – und viele schon zuvor – haben bei den Schwestern ein Zuhause gefunden. Denn in Indien ist es leider immer noch so, dass ein Mädchen viel weniger wert ist als ein Junge. Das Zentrum wurde vor über 40 Jahren von Schwester Baptista aufgebaut. Sie ist eine Freundin von Ulrike Menz, unserer Lehrerin, die dort früher die Novizinnen

und jungen Schwestern unterrichtet hat. Bei uns an der Schule leitet sie die Eine-Welt-AG und hat uns diese Reise ermöglicht.

denn wegen ihrer Krankheit werden sie aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Daher hat Schwester Baptista zwei eigene Dörfer für die Leprakranken erbaut,

in welchem diese Kranken menschenwürdig leben und – soweit dies aufgrund ihrer Erkrankung möglich ist – sogar noch etwas zu ihrem Lebensunterhalt beitragen können.

Schwester Baptista lebt jetzt aus gesundheitlichen Gründen wieder in den Niederlanden – sie ist inzwischen 87 Jahre

alt. Nach wie vor hilft sie durch ihr Gebet und ihren Rat „ihrer“ Gemeinschaft. Mit unserer AG unterstützen wir schon seit einigen Jahren diese Projekte und veranstalten einmal im Jahr einen „Indienabend“, an dem wir indisches Essen und ein vielseitiges Programm bieten.

Im Augenblick kommen wir für die Schulausbildung von vielen Adivasimädchen auf, die ohne unsere Hilfe keine Chance hätten, eine Schule zu besuchen. Aus diesem Grunde vermitteln wir auch Patenschaften, d. h. ein Pate/eine Patin bezahlt für die Ausbildung eines Mädchens oder Jungen 15 Euro monatlich (Spendenbescheinigung).

Die Schwestern holen uns vom Flughafen



Schulstiftung Freiburg

Eindrücke von der Landstraße

Schwester Baptista ist gebürtige Niederländerin und hat 46 Jahre in Indien verbracht, um dort bedürftigen Menschen zu helfen. Nach und nach bauten sie und ihre Ordensschwestern 26 weitere Stationen auf, zum Teil sehr weit vom Zentrum entfernt im Norden Indiens. Dort wird Waisenkindern ein Zuhause gegeben, für arme Familien und Leprakranke werden Unterkünfte gebaut – so hat Schwester Baptista über 1.000 Häuser errichten lassen – , Frauenarbeit wird geleistet, Kranke werden auf jeder der Stationen versorgt und Kinder erhalten Nachhilfeunterricht usw. Vor allem viele Leprakranke könnten sonst kein menschenwürdiges Leben führen,

fen ab, und als wir durch das Tor ins „Centre“ fahren, kommt es uns vor, als führen wir in eine Oase, weit weg vom indischen Durcheinander. Vor dem Hauptgebäude haben sich sämtliche Kinder und Schwestern versammelt. Zur Begrüßung hängen sie uns Blumengirlanden um, sogenannte Malas, und wir bekommen alle einen roten Punkt – einen Bindi – auf die Stirn gemalt als Zeichen, dass wir nun für die nächsten zwei Wochen zur Familie dazugehören. Das ist eine Tradition, mit der wir als Besu-

cher in ihrer Mitte aufgenommen werden. Sie führen uns singend und trommelnd ins Gebäude, zuerst in die Kapelle, um zu danken, dann in den Speisesaal.

Sowohl die Schwestern als auch die Kindern nehmen uns auf, als seien wir alte Freunde. In den nächsten Tagen – es ist Weihnachten – sitzen wir viele Stunden gemeinsam mit den Mädchen und Schwestern im schönen grünen Innenhof und unterhalten uns. So lernen wir sie mit der Zeit kennen und erfahren einiges über ihr Leben. Eines der Mädchen, Kalpana, erzählt uns von ihrer schönen Kindheit und Schulzeit im Social Welfare Centre und davon, wie sehr sie ihre Mama – wie alle Kinder Schwester Baptista nennen – vermisse. Ihre echte Mutter kennt sie nicht. Die wenigsten tun das. Seit einiger Zeit arbeitet Kalpana in einem Büro bei einem Bischof. Fast alle Mädchen haben das Glück, dass sie nach ihrer Schulausbildung einen guten Beruf erlernen oder studieren können, was für Mädchen in Indien eher ungewöhnlich ist.

Jeden Tag machen wir Touren zu anderen Stationen, und überall freuen sich die Schwestern auf uns. Wir werden herumgeführt, und immer gibt es Tee oder ein Mittagsessen. So lernen wir den Einsatz dieser Schwestern bei den Allerärmsten vor Ort kennen und erfahren von vielen schwierigen Lebenssituationen. Gefahren werden wir in zwei



Eine „Sozialstation“ auf dem Land

weißen Kleinbussen. „Die Fahrt wird anderthalb Stunden dauern“, wird uns gesagt – doch auch nach drei Stunden sitzen wir noch im Bus. Wir sehen auf diese Art viel von der indischen Landschaft – trockene Felder und kahle Bäume, aber auch grüne Felder, die bewässert werden. Meist rumpeln wir über schlechte Straßen. Viele haben Schlaglöcher, und oft sind sie nicht einmal geteert. Manchmal halten wir an und warten, bis eine Kuhherde den Weg überquert hat. Alles dauert hier etwas länger.

Aber daran müssen wir uns in Indien gewöhnen. Zeit hat dort nicht die gleiche Bedeutung wie bei uns. In Deutschland geht es meist hektisch zu. Jeder ist in Eile und klagt, er habe keine Zeit. In Indien ist alles sehr viel langsamer. Oft beobachten wir Menschen, die einfach zusammensitzen und Tee trinken. „Seid pünktlich da, wir fahren“, so schärfen es uns die Schwestern in ihrem indischen Englisch regelmäßig vor Ausflügen ein – und dann wird es regelmäßig doch eine halbe Stunde später.

Einmal besuchen wir Bischof Leo Cornelio von Khandwa. Von ihm werden wir spontan zu einem Kongress der katholischen Jugend ein-

geladen. Als wir in Khandwa (Bischof Leo Cornelio ist der Bischof der Diözese Khandwa) die Halle betreten, stehen wir 250 Jugendlichen gegenüber, die uns mit „hearty, hearty welcome“ lautstark willkommen heißen. Wir bekommen die obligatorischen Blumenkränze umgehängt und den traditionellen Punkt auf die Stirn. Dann müssen wir uns vorne auf die Bühne setzen. Die indischen Jugendlichen behandeln uns wie Filmstars aus Hollywood, denn so sehen wir aus, sagen sie. Sie träumen von weißer Hautfarbe. Später wollen alle Fotos mit uns zusammen machen, und wir müssen sogar Autogramme verteilen. So ganz wissen wir nicht, wie wir mit so einer Situation umgehen sollen. Es kommt uns blöd vor, wie Prominente Unterschriften auf Blöcke und Fotos zu



Die Priorin feiert Geburtstag

kritzeln. Aber diese jungen Menschen, die fast alle Angehörige der sogen. Adivasis“ (Ureinwohner) sind, freuen sich total, wenn wir auch noch unsere Adresse dazuschreiben, also spielen wir das Spiel einfach mit, auch wenn uns nicht ganz wohl dabei ist.

So geht es uns oft. Ganz gleich, wohin wir gehen, überall sind wir die Attraktion. Manchmal kommen Menschen ganz nah an die Fenster unseres Busses und schauen herein. Wir kommen uns oft vor wie im Zoo, aber dann denken wir wieder, dass wir die Inder ja auch beobachten. Wir fahren schließlich durch ihre Dörfer und Städte und machen Fotos. Und so vergehen die zwei Wochen wie im Flug. Schon ist der Tag der Abreise gekommen. Es fällt uns schwer, uns von den Schwestern und Kindern zu verabschieden. In der kurzen und doch so intensiven Zeit haben wir sie ins Herz geschlossen. Als das Flugzeug abhebt, blicken wir ein letztes Mal auf die Lichter Indiens zurück und wissen, dass wir diese Zeit nie vergessen werden. Wir denken auch an Schwester Baptista. Sie hat in Indien mit ihrem Mut und ihrem Einsatz die Welt verändert, wenigstens ein bisschen – und vielen Menschen Hoffnung geschenkt, weil ihr das Schicksal des einzelnen Menschen wichtig war.

Wenn Sie an einer Patenschaft interessiert sind oder die Arbeit dieser indischen Schwestern unterstützen sollen,

erhalten Sie nähere Informationen über das Sekretariat unseres Gymnasiums unter der Telefonnummer: 0761 - 23747

**Clara Fricker, Hannah Knaus
und Leonie Teuber,**

Klasse 11B,
St. Ursula-Gymnasium, Freiburg

Neues auf dem Markt der Bücher

Thymian Bussemer:

Propaganda. Konzepte und Theorien.

**Mit einem Vorwort von Peter Glotz,
Wiesbaden 2005,
ISBN 3-8100-4201-3**

Als 1950 ein Stuttgarter Verlag den in den USA bereits Ende der zwanziger Jahre erschienenen Bestseller des Werbefachmanns Claude C. Hopkins unter dem Titel: „Propaganda. Meine Lebensarbeit. Die Erfahrungen aus 37-jähriger Anzeigen-Arbeit im Werte von vollen 100.000.000 Dollar für amerikanische Groß-Inserenten“ in einer deutschen Übersetzung herausbrachte, fühlte sich der Verlag veranlasst, dem Buch ein Glossar beizugeben, worin umständlich erklärt wurde, dass Hopkins mit Propaganda natürlich nicht das meine, was man im deutschen Sprachraum darunter verstehe, sondern ausschließlich Tätigkeiten im Bereich der Wirtschaftswerbung und des Marketings. Säuberlich wurde in diesem Beiblatt alles, was nach „Propaganda“ schmeckte, übersetzt und in die nun angesagte, anscheinend unverdächtige weil als ideologiefrei gehandelte Werbesprache übersetzt.

Der Fall lässt tief blicken, auch wenn die Beflissenheit des Verlags, der Not der

Umstände gehorchend, Begriffsklärungsarbeit zu leisten, so kurz nach Joseph Goebbels besonders verständlich anmutet. Der Fall offenbart aber auch eine exemplarische, bis heute höchst aktuelle Seite, nicht zuletzt, seit die Kommunikationspolitik der US-Administration im Irak-Konflikt Züge offenbart hat, die an Stilfiguren abgelebter Propagandaepochen nur allzu deutlich erinnern, angefangen vom aus NS-Zeiten sattsam bekannten Frontberichterstatter (wiederauferstanden als „embedded journalist“) oder die präjudizierende Zeichnung von „Gut“ und „Böse“ in den veröffentlichten Presse- und Bildberichten. Der Fall Irak zeigt, dass allein mit der Nennung des Wortes „Propaganda“ automatisch und nach wie vor ein Definitionsdilemma im Raum steht, das gewaltige Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschungen betrifft und letztendlich in ihren Erkenntnisbestrebungen nachhaltig belastet – angefangen von der Politikwissenschaft über die Kommunikationssoziologie, die Gesellschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte, die Alltagsästhetik und Ikonographie, die Ideengeschichte, die Philosophie, ja am Ende gar die Theologie.

Um es uneingeschränkt und in aller Deutlichkeit zu sagen: Thymian Bussemer hat mit seinem Buch „Propaganda. Konzepte und Theorien“ jetzt eine für fast alle der genannten Wissenschaftsdisziplinen wertvolle Grundlagenunter-

suchung abgeliefert. Sie wird für lange Jahre Maßstab und Nachschlagewerk bleiben, wo immer es um die Aufarbeitung und Bewertung politisch motivierter Massenbeeinflussung geht. Für die weitere Forschung steht mit dieser Arbeit erstmals eine lange entbehrt systematische Darstellung propagandistischer Theorien in Hinblick auf deren Abhängigkeit bzw. Einfluss auf gesellschafts-ideologische Konzepte als auch auf die damit einhergehende Fortentwicklung der Massenkommunikationstechnologie selbst zur Verfügung.

Generell ist Propaganda für Bussemer ein „Diskurssystem im 20. Jahrhundert“ (S. 11 ff.), das sich durch fünf „Verwendungen in unterschiedlichen Theoriekonzepten (S. 32ff.) beschreiben lässt. Nach ihm könne ein „polemisches Verständnis von Propaganda“ unterschieden werden von einem „kurzfristig-taktischen“ und einem „Kampagnenverständnis“; ebenso könne Propaganda als „primäre Integrationsagentur der Gesellschaft“ sowie als „Normalmodus gesellschaftlicher Kommunikation“ aufgefasst werden und dementsprechend fungieren.

Im Folgenden gliedert Bussemer seine Arbeit in drei historisch strukturierte Hauptkapitel, die zugleich den Weg der Propagandakonzepte durch das 20. Jahrhundert weisen. Die erste Phase, die mit dem Zusammenbruch des NS-Sys-

tems endet, begreift Bussemer unter dem Massenparadigma. Es bestimmte vor allem die Propagandapraxis totalitärer Systeme und beinhaltete immer auch einen Reflex auf das vorherrschende Menschenbild, nach dem „die Masse“ der Menschen letztlich ein durch die subtilen Strategien einer Machtelite steuerbares Etwas sei. Theoretiker wie Johann Plenge oder Hans Domizlaff, deren exemplarische Aussagen Bussemer unter der Überschrift „Frühe deutsche Theoretisierungen“ rekapituliert, legten in den zwanziger und dreißiger Jahren die theoretischen Grundlagen dieses Massenparadigmas. Mit dem Aufkommen der empirischen Sozialforschung Ende der dreißiger Jahre in den USA (Lazarsfeld, Lasswell u.a.) neigte sich die erste Phase ihrem Ende zu. Ihre politische Relevanz zeigte sich aber erst nach der Beendigung des Zweiten Weltkriegs, die Bussemer als „die empirische Wende“ benennt und charakterisiert. Propaganda bekommt nun einen anderen Stellenwert und ist fortan ein Instrument der Sozialtechnik. Die dritte, letzte und bis heute andauernde Phase von Propaganda definiert Bussemer als „pluralistisch“; in ihr werde der Begriff zu einem integralen Bestandteil der Moderne.

Am Ende seiner Untersuchung stellt Thymian Bussemer Fragen nach dem Verhältnis von Propaganda und Demokratie sowie zur Aktualität dieses Kom-

munikationsdiskurses in komplexen und offenen Gesellschaften schlechthin: „Hat Propaganda ausgedient?“ Seine Zukunftseinschätzung fällt unter dem Strich positiv aus: „Propaganda als Kommunikationstyp stellt in Demokratien nach wie vor eine latente Bedrohung der freien Willensbildung dar, doch bislang hat die demokratische Öffentlichkeit auf lange Sicht stets über die Macht der Propaganda triumphiert.“ (S. 413)

So verdienstvoll Ansatz und Durchführung der Bussemerschen Arbeit auch sind – der von ihr ausgehende Zugewinn an Klarheit und Ordnung für zahllose kommende Arbeiten und Fallstudien kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden –, es stellen sich doch einige Fragen, die nicht zuletzt dem verzwickten Thema Propaganda selbst geschuldet sind.

1.) Es ist sicherlich eine Kardinal-Frage, ob man, wenn der Propaganda-Begriff so diskursiv diskutiert wird wie dies im vorliegenden Fall geschieht, die mit ihm einhergehenden belastenden Konnotationen in den Titel des Buches aufgenommen werden können oder müssen. Bussemer hat sich dafür entschieden und damit dem Propagandabegriff selbst kategoriale Weihen erteilt. Andere haben – eben aus dem Wissen um die Fragwürdigkeit des Begriffs – von dessen Verwendung in dieser Form bewusst abgesehen. Für die Forschung ist der

Umstand, dass viele Bücher, die von Propaganda (bzw. PR) handeln, den Begriff bewusst nicht im Titel tragen, sicherlich ein Wahrnehmungsproblem. Stefan Stosch etwa hat sich in seinem sehr aufschlussreichen Buch über die Propagandaorganisation des Hans Edgar Jahn „Die Adenauer-Legion. Geheimauftrag Wiederbewaffnung“ von 1994 dagegen entschieden. Auch Volker Ilgen und ich haben uns in unserer Untersuchungen über die Beeinflussungsaktivitäten der Unternehmerorganisation „Die Waage“ in den fünfziger und sechziger Jahren darauf geeinigt, das präjudizierende Wort Propaganda zu meiden und das Buch schlicht (und neutral) mit „Werbung für die soziale Marktwirtschaft“ überschrieben – obwohl es von der Sache her um nichts anderes als PR- bzw. Propagandaaktivitäten – deren Unterschied zudem in einem längeren Kapitel diskutiert wird – ging. Ähnliches gilt für eine Untersuchung wie Peer Heinelts „PR-Päpste“ und viele andere mehr. Die Folge für einen Propagandadiskurs wie den von Bussemer vorgelegten ist, dass solche Untersuchungen immer wieder einmal aus dem Fokus fallen – was eigentlich nicht sein dürfte.

2.) Von der Sache her bedient sich die Beeinflussung-Technik Propaganda keiner anderen Kommunikations-Theorien und –Strategien als die Werbewissenschaft auch. Konsequenterweise gehören eigentlich auch deren Konzepte wie

beispielsweise das Gesamtwerk des Werbefachmanns Johannes Weidenmüller (1881-1936) zum Propagandadiskurs. Auch hier verhindert der kategoriale Gebrauch des Propaganda-Begriffs offenbar die Rezeption wichtiger Theoriebausteine. Dies ist umso verwunderlicher, da seit jeher die Praxis der Wirtschaftswerbung selbst jenseits dieser theoretischen Differenzierungen arbeitet. Zwangsläufig machen Werbefachleute immer wieder einmal Propaganda (resp. das, was gemeinhin als PR bezeichnet wird): es müssen nur die Zeiten schlechter werden. Schon die Ankündigung einer Mobilmachung reicht aus, um Heerscharen von ihnen von einer auf die andere Minute zu Propagandaspezialisten zu befördern. Julius Pinschewer etwa, der Erfinder des deutschen Werbefilms, wurde so vom Werber für Maggi und Autoreifen zum Propagandisten für Kriegsanleihen. In diesem Punkt bedarf die Bussemersche Untersuchung einer Ergänzung durch den werbewissenschaftlichen Diskurs, wie ihn etwa Claudia Regnery über dessen Entwicklung zwischen 1900 und 1945 unlängst vorgelegt hat.

Natürlich hätte Thymian Bussemer selbst auf diesen Gedanken auch kommen können. Schließlich haben mit Johann Plenge und Hans Domizlaff zwei seiner Propaganda-Protagonisten auch in der Wirtschaftswerbung deutliche Spuren hinterlassen: Plenge durch seine werbe-

technische Beratung der Roseliusschen Kaffeemarke HAG und Domizlaff als der Erfinder und Betreuer Reemtsmascher Zigarettensorten.

Aber vielleicht erscheint die (Wieder-) Zusammenführung von Werbe- und Propagandatheorie im Augenblick noch etwas viel verlangt. Noch immer scheinen wir also auf Beipackzettel wie den eingangs zitierten angewiesen zu sein. Plenge selbst war da schon wesentlich weiter. Er hat Propaganda als System unmittelbarer Lebensäußerungen zu fassen und zu definieren versucht, ganz im Sinne eines Watzlawikschen „Man kann nicht nicht kommunizieren.“

Dirk Schindelbeck

Sabine & Tim Rohrmann /
Ernst Reinhardt:

Hochbegabte Kinder und Jugendliche – Diagnostik, Förderung, Beratung.

München 2005, ISBN 3-497-01788-8

Die beiden bekannten Autoren wollen das aktuelle und viel diskutierte Thema „Hochbegabung“ entdramatisieren und neue Perspektiven für den Umgang mit der Unterschiedlichkeit in der Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen akzentuieren. Zur Entdramatisierung gehört die Unterscheidung zwischen Normalität und Exzentrizität, zwischen Mythos und Realität, zwischen Begabung und Intelligenz, zwischen Auffälligkeit und Störung, zwischen Faktizität und Etikettierung, zwischen Gesundheit und Pathologisierung.

Zu dieser Entdramatisierung des Themas „Hochbegabung“ gehört zudem die folgende mehrfach wiederholte Feststellung: „Wir sind der Ansicht, dass eine Förderung von begabten Kindern und Jugendlichen kein Spezialprogramm für eine kleine, ‚sonderbare‘ Minderheit sein sollte, sondern eine Chance und Herausforderung für das gesamte Bildungssystem ist.“ Dieses Ziel kann allerdings nur erreicht werden, wenn die Lehrerinnen und Lehrer sich intensiv mit den „Hochbegabten“ beschäftigen, die

Lehrerbildung entsprechend gestaltet wird und die Lehrerfortbildung neue Akzente erhält. Durch ihre langjährige Beratungstätigkeit verfügen die beiden Autoren über viele Beispiele aus der Praxis. Die Leserinnen und Leser erhalten interessante Anregungen und Impulse zum Nachdenken durch viele Fallbeispiele, die deutlich machen, wie wichtig die Entdramatisierung der Diskussion über „Hochbegabte“ ist.

In Verbindung mit einer zusammenfassenden Würdigung des Werkes kann nur exemplarisch auf einige Feststellungen des Verfassersteams eingegangen werden. Vollständigkeit und Systematik können somit nicht erreicht werden. Interessant ist die „kleine Typenlehre“ als Versuch einer Annäherung an die Vielfalt der Persönlichkeiten. Die folgende Aufzählung ist nicht komplett: „Der kleine Professor“ – „Der Perfektionist“ – „Der Streber“ – „Der allseits Beliebte“ – „Der nervige Chaot“ – „Der Eigenbrötler“ – „Der wilde Rebell“ – „Das fleißige Lieschen“ – „Der Außergewöhnliche“. Zu jedem „Typ“ wird eine kurze Charakterisierung der Persönlichkeit gegeben. Die Fallbeispiele tragen darüber hinaus zur Konkretisierung der „kleinen Typenlehre“ bei. Entscheidend ist, dass auf die Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zwischen Intelligenz, Begabung und Leistung geachtet wird. Insgesamt werden in einem Schaubild mehr als zwanzig „Intelligenzen“ erwähnt. In diesem Kontext wird auch die oft zitierte

„Multiple Intelligenztheorie“ von Howard Gardner angeführt. Zur Erhellung der Beziehungen zwischen Intelligenz und Begabung haben u.a. auch neuere Forschungsergebnisse der Hirnforschung beigetragen (vgl. etwa Manfred Spitzer, Ronald Kotulak, John T. Bruer). Diese Berichte werden hier allerdings ausgeklammert.

Für Lehrerinnen und Lehrer ist die folgende Feststellung der beiden Autoren besonders informativ und wichtig: „Die Schlussfolgerung lautet, dass eine noch so hohe Begabung systematisches Lernen und Üben nicht überflüssig macht“. Diese Schlussfolgerung ist vor allem beim Umgang mit Hochbegabten wichtig, die der Meinung sind, für sie sei systematisches Lernen, intensives Üben (z.B. beim Klavierspielen) und konsequentes Wiederholen nicht erforderlich, ja sogar überflüssig. Mit dieser Einstellung werden sie trotz Hochbegabung nie zu Höchstleistungen gelangen. Theodor Fontane stellte kurz und prägnant fest:

„Gaben, wer hätte sie nicht?
Talente - Spielzeug für Kinder.
Erst der Ernst macht den Mann (die Frau),
erst der Fleiß das Genie.“

Wichtig ist, dass man sich intensiv mit „Hochbegabten“ beschäftigt, man sollte sie aber nicht zur „Problemgruppe“ stempeln. „Hochbegabte“ haben mit „Normalen“ viel gemeinsam!

Schulpädagogisch und persönlichkeitspsychologisch sind die Ausführungen zu den falschen „Etikettierungen“ von großer Bedeutung. Kinder und Jugendliche werden immer wieder fälschlich als besonders befähigt oder „hochbegabt“ etikettiert, ohne es wirklich „faktisch“ zu sein. Solche „Etikettierungen“ können zu sehr problematischen Schulkarrieren führen und negative Konsequenzen für die Persönlichkeitsentwicklung haben. Wenn die Kinder den hohen Erwartungen in Verbindung mit dem „Etikett Hochbegabung“ nicht entsprechen, machen die Eltern nicht selten die Lehrerinnen und Lehrer für das Scheitern verantwortlich. Besonders problematisch ist es, wenn die fälschliche Zuschreibung einer „Hochbegabung“ zu überhöhten (und nicht erfüllbaren) Erwartungen von Eltern an ihre Kinder führt. Sehr intensiv mit den Auswirkungen einer „Etikettierung“ als „hochbegabt“ hat sich die Forschungsgruppe um Cornell (1989) beschäftigt.

Fallbeispiele weisen nachdrücklich auf die erschütternden Konsequenzen einer solchen „Etikettierung“ hin. Es gibt verschiedene Gründe, die zu der fälschlichen „Etikettierung – hochbegabt“ führen können. Die Autoren nennen u.a. eine „unseriöse psychologische Diagnostik“. Darüber hinaus gibt es „Beratungsstellen zur Feststellung von Hochbegabung“, die mit der Diagnose „hochbegabt“ sehr großzügig umgehen

und die Konsequenzen einer Fehldiagnose nicht reflektieren. Es gibt auch Jugendliche, die das Etikett „Hochbegabung“ als sehr angenehme Erklärung empfinden. Ihrer Meinung nach sind „Hochbegabte“ geistige und intellektuelle „Überflieger“, die sich nicht anstrengen müssen. Sie vermeiden Leistungsanforderungen und sind nicht bereit, Verantwortung für das eigene Lernen und Leisten zu übernehmen. Wenn sie scheitern, machen sie die Schule, den Unterricht und die Lehrer verantwortlich. Die Einzelfallbeispiele belegen die weittragenden Folgen für die Lernbiographie der fälschlich als „hochbegabt etikettierten“ Jugendlichen.

Abschließend sollen noch einige Fördermaßnahmen erwähnt werden, die sich aus der Diagnostik, den Entwicklungsproblemen und den Beratungstätigkeiten ergeben.

Bildung wird als „Selbstbildung“ deklariert. Dieser Bildungsbegriff hat eine lange Tradition und steht in enger Beziehung zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik. Zu nennen sind Wilhelm von Humboldt (Individualität, Totalität und Universalität) und Eduard Spranger (jede Bildung ist letztlich „Selbstbildung“). Die Autoren stellen das „selbstgesteuerte und selbstinduzierte Lernen“ in den Mittelpunkt des Lernens und Lehrens. An dieser Stelle sollte eine Auseinandersetzung mit dem „radikalen Konstruktivismus“ erfolgen, welcher das

theoretische Fundament des selbstgesteuerten Lernens bildet. Lehrerinnen und Lehrer sollen in Verbindung mit diesem Lernkonzept vor allem „Lernbegleiter und Mentoren“ sein, statt Wissensvermittler und Impulsgeber! Inzwischen ist bekannt, dass das Lernkonzept, welches sich aus dem „radikalen Konstruktivismus“ ableiten lässt, nur begrenzte Anwendungsmöglichkeiten hat. Diese Abgrenzung fehlt in Verbindung mit Vorschlägen zur Begabtenförderung. Wichtig ist nach S. und T. Rohrmanns Meinung die Beantwortung der Frage: „Was brauchen begabte Kinder und Jugendliche in der Schule, um Spaß am Lernen zu behalten, sich persönlich weiterzuentwickeln und ihr volles Potenzial zu entfalten?“ Eine Antwort liefert das Projekt „Treibhäuser der Zukunft“ (R. Kahl, 2004). Es geht um die neue Lernkultur in der Schule. Die Autoren plädieren für eine „integrative Begabtenförderung an jeder Schule“ und zitieren sieben „Kriterien lernförderlicher Situationen“. Viele Impulse und Anregungen enthalten darüber hinaus die „Zwölf Unterrichtsmethoden“ (hrsg. von J. Wiechmann, 1999) zur Gestaltung einer vielfältigen und abwechslungsreichen Unterrichtspraxis. Vielfältige, abwechslungsreiche und kreative Unterrichtsmethoden sind also für die Förderung der „Hochbegabten“ entscheidend und wichtig.

Gottfried Kleinschmidt

Dieter Sturma (Hg.):

Philosophie und Neurowissenschaften.

**ST Wissenschaft Nr. 1770,
Frankfurt 2006, ISBN 3-518-29370-2**

Ein Neurowissenschaftler, eine Philosophin und neun Philosophen haben sich in diesem Sammelband mit dem aktuellen Thema „Philosophie und Neurowissenschaften“ beschäftigt. Bereits 1999/2000 zollte die Göttinger Universität mit ihrer großen mathematisch-naturwissenschaftlichen Tradition dem Thema „Das Gehirn und sein Geist“ durch eine Ringvorlesung einen beachtlichen Tribut. Hingegen titulierte die Marburger Universität mit ihrer hervorragenden geisteswissenschaftlichen und philosophischen Tradition die einschlägige Ringvorlesung „Geist und Gehirn“ (2002). Eine renommierte Zeitschrift, in welcher das Thema fächerübergreifend diskutiert wird, heißt „Gehirn und Geist“. Bereits 1997 veröffentlichte die DVA (Stuttgart/München) einen Sammelband mit dem Titel „Der Mensch zwischen Geist und Materie“. In den aufeinander bezogenen Beiträgen haben sich Künstler, Sprach- und Naturwissenschaftler, Mediziner, Soziologen, Philosophen und Psychologen gemeinsam Gedanken über die Wechselbeziehungen und „die Geheimnisse“ (Rätsel)

zwischen Geist und Materie, zwischen Leib und Seele, zwischen Gehirn und Geist, gemacht. Entstanden ist ein facettenreiches und teils widersprüchliches Bild einer „kulturphilosophischen Anthropologie“.

Die zusammenfassende Würdigung der zehn Beiträge zu dem komplexen Thema „Philosophie und Neurowissenschaften“ kann hier nur punktuell und exemplarisch erfolgen. Behaupten seriöse Neurowissenschaftler tatsächlich eine abschließende Antwort auf Immanuel Kants vierte Frage: „Was ist der Mensch?“ geben zu können? Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Lebenswelt und Hirnforschung? Gibt es Beziehungen zwischen den Neurowissenschaften, der philosophischen Anthropologie und der Philosophie der Person? Kultivieren heute einige Neurowissenschaftler gewisse „Neuromythologien“, die zu vorschnellen Generalisierungen und Verabsolutierungen führen? Welchen Standpunkt nimmt die Philosophie als Reflexionswissenschaft zur Hirnforschung als Naturwissenschaft ein? Welche Bedeutung hat der komplexe „Emergenzbegriff“ für die neuere Philosophie des Geistes? Welche Schlussfolgerungen ergeben sich für die „lebensweltlichen Vorstellungen von Willensfreiheit, Erziehung und Verantwortung“ aus gewissen Ergebnissen der Neurowissenschaften (insbesondere Experimente von Benjamin Libet)? Welche Konflikt-

zonen gibt es zwischen der „Erfahrung der Handlungsurheberschaft und den Erkenntnissen der Neurowissenschaften“? In mehreren Beiträgen werden die kontrovers diskutierten Experimente B. Libets apostrophiert. Er hat in dem Werk „Mind Time - Wie das Gehirn Bewusstsein produziert“ (Frankfurt 2005, vgl. Rezension G. Kleinschmidt in: FORUM Schulstiftung Nr. 43, Nov. 2005) seine zentrale Theorie des „Bewussten Mentalen Feldes“ (BMF) erläutert. Das BMF ist der wichtige Vermittler zwischen den physischen Aktivitäten der Nervenzellen und dem Auftauchen von subjektivem Erleben. Die BMF-Theorie Libets ist zugleich eine Ausweitung der Theorie des Mentalen, die der bekannte Nobelpreisträger Roger Sperry vorgeschlagen hat. Das BMF ist eine „emergente Eigenschaft eines geeigneten Systems neuronaler Aktivitäten“. Diese Emergenz von bewusster subjektiver Erfahrung aus der Aktivität von Nervenzellen ist für Neurowissenschaftler „immer noch ein Geheimnis“. B. Libet hat einen Versuchsplan zur Prüfung seiner BMF-Theorie ausgearbeitet. Dieser könnte von seinen jüngeren Kollegen durchgeführt werden, da er 2006 neunzig Jahre alt wird. Die experimentellen Ergebnisse zur Überprüfung der BMF-Theorie sollen eine empirische Grundlage für eine neuronale Feldtheorie zur Bestimmung des subjektiven Erlebens und für das Eingreifen des Geistes in neuronale Funktionen bieten. Die BMF-Theorie enthält einige

interessante philosophische Fragen. Außerdem könnte es für einen Philosophen eine Herausforderung sein, die Hypothesen, Modellvorstellungen und Konzepte zu überprüfen, die mit dem Versuchsplan Libets zusammenhängen.

Weitere Impulse für philosophische Reflexionen von dem „imaginären Dialog zwischen René Descartes und Benjamin Libet“ ausgehen, den beide über die „Körper-Geist-Beziehung“ führen. In diesem imaginären Dialog weist Libet nochmals auf wichtige Befunde seiner empirischen Untersuchungen am menschlichen Gehirn hin: „Wir stellten fest, dass das Gehirn eine Willenshandlung etwa 400 ms (1 ms = 1 Millisekunde) bevor die Person sich ihrer Absicht oder ihres Wunsches zu handeln bewusst wird, einzuleiten oder vorzubereiten beginnt. Das bedeutet, dass der bewusste freie Wille den Willensprozess nicht leitet; das Gehirn leitet den Prozess unbewusst ein“. Dieses Untersuchungsergebnis ist für Benjamin Libets Diskussion über den „freien Willen“, über „das Selbst“ und über „die Ethik“ (Selbstverantwortung des Menschen) von zentraler Bedeutung. In dem imaginären „Descartes-Libet-Dialog“ führt er weiter aus: „Wir können mit Sicherheit wissen, wessen wir uns bewusst sind... Wir können das Auftreten einer Willenshandlung steuern und wir können auch steuern, was wir tun wollen und wann wir es tun wollen. DAS IST EIN STARKES ARGU-

MENT FÜR WIRKLICHE WILLENSFREIHEIT“. Libet wendet sich entschieden gegen den Determinismus, wenn sich dieser auf die bewusste geistige Sphäre bezieht. Der „Descartes-Libet-Dialog“ regt nicht nur Philosophen, sondern auch Juristen, Ärzte, Psychologen und Lehrer zum Nachdenken an.

Gottfried Kleinschmidt

Francois Ansermet / Pierre Magistretti :

Die Individualität des Gehirns – Neurobiologie und Psychoanalyse.

**Aus dem Französischen
von Jürgen Schröder,
Frankfurt 2005, ISBN 3-518-58441-3**

Die beiden prominenten Autoren berufen sich an mehreren Stellen ihres neuen Werkes auf die Arbeiten des Nobelpreisträgers Eric Kandel (Nobelpreis für Medizin 2000), der die wichtigen Mechanismen der „Plastizität“ in der modernen Neurobiologie untersucht hat. Die Plastizität ist eigentlich der Mechanismus, durch den jedes Subjekt und jedes Gehirn zu etwas „Einzigartigem“ werden muss. Durch die Mechanismen der neuronalen Plastizität werden Spuren aufgezeichnet, assoziieren sich, verschwinden, verändern sich im Laufe des Lebens. Diese Spuren, die in das System der Synapsen eingepägt werden, bestimmen zugleich die Beziehungen des Subjekts zur Außenwelt. „Sie haben also eine Wirkung auf sein Schicksal“. Ein entscheidendes Argument ist, dass die Bildung der unbewussten inneren Wirklichkeit, die auf die Mechanismen der neuronalen Plastizität zurückzuführen sind, nicht nur ein psychisches Phänomen ist, sondern ebenso den Körper betrifft. Es geht um die Tatsache der neuronalen Plastizität. Diese beruht auf

der Konvergenz zwischen psychischer Spur und synaptischer Spur an der Schnittstelle zwischen dem Subjekt und dem Organismus und ist grundlegend für die Einzigartigkeit der Individualität. Darüber hinaus schlagen die Autoren Hypothesen für ein Modell des Unbewussten vor, das die neuesten Befunde der Neurobiologie mit den grundlegenden Prinzipien der Psychoanalyse (S. Freud) verbindet.

Das Gehirn ist ein äußerst dynamisches Organ, das in ständiger Beziehung zur Umgebung steht und ebenso zu den psychischen Tatsachen oder Akten des Subjekts. Die neuronale Plastizität des Gehirns erweitert und begründet eine neue Problemsicht. Die Plastizität verbindet somit auch das Genom und die Umgebung auf derselben logischen Ebene. Die Plastizität räumt dem „Unvorhersehbaren“ den gebührenden Platz bei der Bildung der Individualität ein. Daraus ergibt sich der Schluss: „Das Individuum ist biologisch durch die neuronale Plastizität zur Freiheit bestimmt“. Durch die neuronale Plastizität kann die Psychoanalyse mit den Neurowissenschaften verknüpft werden. Der Kinderpsychiater und Psychoanalytiker Fr. Ansermet und der Neurowissenschaftler P. Magistretti stellen enge Beziehungen zwischen der „synaptischen und der psychischen Spur“ fest und stellen die neuronale Plastizität in das Zentrum der Argumentation.

Die neuronale Plastizität ist insbesondere in Verbindung mit Lern- und Gedächtnisprozessen untersucht worden. Bei den neuronalen Schaltkreisen handelt es sich um die Fähigkeit der Neuronen, ihre Wirksamkeit zu verändern, mit der sie Informationen übertragen. Die neuronale Plastizität ist eine biologische Wirklichkeit, die zugleich die Grundlage für die Vorstellung von der Einmaligkeit des Subjekts bildet. Der englische Neurobiologe Robert Turner hat dies wie folgt ausgedrückt: „We never use the same brain twice“ (Wir gebrauchen nie zweimal dasselbe Gehirn). Man kann in Verbindung mit der neuronalen Plastizität drei Arten von Spuren unterscheiden: Es gibt Spuren, die unmittelbar bewusst sind oder bewusst gemacht werden können, es gibt weiter Spuren, die sich dem Bewusstsein sekundär durch Mechanismen der fortgesetzten Assoziation entziehen und dadurch zu einer Diskontinuität zwischen Wahrnehmung und Spur führen und es gibt solche Spuren, die unmittelbar und auf Antrieb unbewusst sind. An der Schnittstelle zwischen äußeren Reizen und somatischen Reaktionen sowie der Reaktivierung von unbewussten Spuren spielt die Amygdala (Mandelkern) im menschlichen Gehirn eine entscheidende Rolle. Die Amygdala ist eine wesentliche Schnittstelle zwischen der Wahrnehmung der äußeren Wirklichkeit, der Bestimmung somatischer Zustände und der Funktionsweise

des Arbeitsgedächtnisses. Die in der Amygdala aufgezeichneten Spuren bilden das Substrat für die unbewusste innere Wirklichkeit. Sie bilden die Grundlage für die verschiedenen Szenarios von Phantasievorstellungen. Die Schlussfolgerung lautet: Die unbewusste innere Wirklichkeit moduliert die Wahrnehmung der äußeren Wirklichkeit und führt daher zu einem stark individualisierten und für jede Person einzigartigen Beurteilungs- und Handlungsprozess. Die beiden Autoren stellen fest: „Wenn diese innere Wirklichkeit nicht existierte, würden wir wahrscheinlich sehr einheitlich handeln, vielleicht nicht bloß reflexhaft und automatisch, denn die kognitiven und emotionalen Erinnerungen, die für die Erfahrung jedes einzelnen charakteristisch sind, wären ebenso einzigartig, aber doch weniger verschiedenartig und kreativ. Tatsächlich ist es gerade diese unbewusste innere Wirklichkeit, die aus uns einzigartige Wesen macht“. Man kann also berechtigt sagen: „Jeder hat sein eigenes Gehirn!“ und jeder hat auch seine eigene unbewusste innere Wirklichkeit. Der Zugang dazu erfolgt über die „analytische Arbeit“. Die neuronale Plastizität hat weitreichende Konsequenzen für das Wahrnehmen, Fühlen, Empfinden und Denken des Menschen und damit auch für das Lernen und Behalten. An dieser Stelle kann auf ein anderes neues Werk zur „Neuro-Psychoanalyse“ von K. und M. Solms (Klett Stuttgart, 2003)

aufmerksam gemacht werden. Die Neuro-Psychanalyse eröffnet eine neue Sichtweise zwischen Tiefenpsychologie und Neurowissenschaften. Es geht um ein komplettes Mosaik von neurogenen Syndromen der Persönlichkeit. In diesem Mosaik spielen die Beziehungen zwischen Kognition, Motivation und Emotion eine Schlüsselrolle.

Gottfried Kleinschmidt

Autorinnen und Autoren vom FORUM Schulstiftung 44

Buschmann, Gerd, Dr. theol. Akad. Oberrat an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg (Institut für Philosophie/ Ev. Theologie/ Religionspädagogik)

Fricker, Clara, Schülerin der Klasse 11B, St. Ursula-Gymnasium, Freiburg

Fürst, Brigitta, OStR, Liebfrauenschule Sigmaringen

Hettrich, Monica, OStR, Arbeitsgruppe „Dialogischer Mathematikunterricht“
Lehrerin für Mathematik, Physik und Ethik am Königin-Katharina-Stift
Stuttgart, Fachberaterin für Mathematik und Physik, Regierungspräsidium Stuttgart, Abt. 7 (Schule und Bildung), Lehrbeauftragte für Physik am Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung (Gymnasien) in Stuttgart

Kaiser, Johannes, OStR (verantw.) sowie Elisabeth Schliebs (Fotos), Franka Nolle, Janine Roth, Claudia Stange, Matheo Baumann, Michael Enzmann, Sebastian Staudt, Klasse 10 Gb, St. Ursula-Schulen Villingen

Kiefer, Gerald, Studiendirektor an den St. Raphael-Schulen Heidelberg (Naturwissenschaften und Neue Medien), Fortbildungsreferent der Schulstiftung

Kleinschmidt, Gottfried, Prof., Schulpädagoge im Ruhestand, Leonberg

Knaus, Hannah, Schülerin der Klasse 11B, St. Ursula-Gymnasium, Freiburg

Kuhn, Franz, Dr., OStD, St. Raphael-Schulen Heidelberg

Marten, Rainer, Prof. Dr., emer. Lehrstuhlinhaber an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Griechische Philosophie, Philosophie des 20. Jahrhunderts, Praktische Philosophie)

Oswald, Josef, Dr., OStD, St. Ursula-Schulen Villingen

Pfister, Eberhard, Dipl. Theologe, Religionslehrer am Kolleg St. Sebastian Stegen

Scherer, Dietfried, Direktor der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Schindelbeck, Dirk, Dr. phil., Schriftleiter und Redakteur Forum Schulstiftung, Dozent an der Pädagogischen Hochschule Freiburg (Germanistik, Kulturwissenschaft)

Smolinsky, Heribert, Prof. Dr. theol., Prof. Für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg

Schubart, Martin, StR, Vorsitzender der Gesamt-Mitarbeitervertretung der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Storz, Stefan, OStR, St. Ursula-Schulen Villingen

Teuber, Leonie, Schülerin der Klasse 11B, St. Ursula-Gymnasium, Freiburg

Ulrichs, Hans-Georg, WM-Beauftragter der EKD, „Sportpfarrer“ der Evangelischen Landeskirche Baden sowie Studienleiter der Evangelischen Akademie in Baden.

„Zu viele Stücke enden zu spät nach ihrem Ende.“

Igor Strawinsky (1882-1971)



Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Münzgasse 1
79098 Freiburg i. Br.

Telefon: (07 61) 21 88-564
Telefax: (07 61) 21 88-556

E-Mail: sekretariat@schulstiftung-freiburg.de
Internet: www.schulstiftung-freiburg.de

ISSN 1611-342X

MAI 2006